



**„Typisch deutsch“  
Was „Migranten“ über die deutsche Gesellschaft  
wissen sollten**

# „Typisch deutsch“ Was „Migranten“ über die deutsche Gesellschaft wissen sollten\*



\*Das vorliegende Dossier umfasst alle Beiträge, die im Rahmen der Artikelreihe **„Typisch deutsch - Was „Migranten“ über die deutsche Gesellschaft wissen sollten“** in der **PoliTeknik** veröffentlicht worden sind sowie die Vorträge des gleichnamigen Symposiums vom 13.06.2015 an der Universität Duisburg-Essen. Das vorliegende Dossier wird mit neuen Publikationen, nach dem Erscheinen in der PoliTeknik, aktualisiert.

2. Aktualisierung - 31. Oktober 2019

## INHALT

### SEITE 3

Prof. Dr. Hans-Dieter Gelfert  
Von Innerlichkeit zu Nüchternheit.  
Deutsche Kultur heute

### SEITE 6

Prof. Dr. Hermann Bausinger  
Stadt und Land in Deutschland

### SEITE 10

Roger Boyes  
Britain, Germany and the 1. Weltkrieg.  
Typisch deutsch? Typisch englisch

### SEITE 13

Alison Smale  
New York Times

### SEITE 17

Daniel Schönpflug &  
Sébastien Vannier  
Le Schwarzes Brett –  
Im Berliner Centre Marc Bloch  
begegnen sich  
Franzosen und Deutsche

### SEITE 20

Prof. Dr. Andreas Gestrich  
Familie in Deutschland

### SEITE 23

PD Dr. Claire Gantet  
Mit Humor gegen Stereotypen?  
Deutsch-französische Beziehungen  
auf dem Prüfstand

### SEITE 25

Prof. Dr. Michael Winkler  
Typisch deutsch –  
ein Blick auf Eigenarten  
des deutschen Familienlebens,  
der Kindererziehung und  
Ihre Entstehungsgeschichte

### SEITE 38

Prof. Dr. Michael Klundt  
Fragen zur „deutschen Kultur“ –  
jenseits von Pegida:  
Was erfahren Einheimische (Arme)  
und Migranten darüber?

### SEITE 43

Prof. Dr. Mirko Uhlig  
„Wer ist Träger einer  
deutschen Kultur?“

### SEITE 47

Prof. Dr. Hans-Dieter Gelfert  
Typisch deutsch

### SEITE 57

Prof. Dr. Michael Simon  
Die Eigenarten der Deutschen:  
Biertrinken!

### SEITE 67

Dr. Virginie Silhouette-Dercourt  
Typisch Deutsch or Typisch  
Französisch - Was Migranten über die  
Deutsche/Französische Gesellschaft  
Wissen Sollten  
*What migrants should know about  
the German/French society  
Comparative study conducted in  
the German and French  
Integration Programs*

### SEITE 72

Neil Deane  
Typisch deutsch – na und?

### SEITE 81

Alison Smale  
Typisch deutsch –  
Was Migranten über die  
Deutsche Gesellschaft  
Wissen Sollten

### SEITE 84

Andreas Bornheuer  
Typisch deutsch –  
Was Migranten über die  
Deutsche Gesellschaft  
Wissen Sollten - GRUßWORT

### SEITE 87

Prof. Dr. Phil. Michele Borrelli  
Il diritto alla cultura come  
espressione di pensiero

### SEITE 89

Prof. Dr. Michael Fingerle  
Die deutsche Tugend  
der Pünktlichkeit

### SEITE 92

Plakat - Zitate

### SEITE 93

Vorzeichnungen für das  
Plakat

# „Typisch deutsch“ Was „Migranten“ über die deutsche Gesellschaft wissen sollten

---



---

## KÜNYE | IMPRESSUM

### **Poli**Teknik

Türkçe Gazete  
Türkische Zeitung

Erscheinungsweise:  
Üç ayda bir  
Quartalsweise  
Unentgeltlich  
Ücretsiz  
ISSN 2198-8706

Yayınlayan Kurum/  
Herausgeber:  
Zeynel Korkmaz  
Verein für Allseitige Bildung e.V.

Genel Yayın Yönetmeni/  
Visdp / Chefredakteur:  
Zeynel Korkmaz

Posta adresi:  
Postfach 25 03 48  
40092 Düsseldorf

Internet adresi:  
[www.politeknik.de](http://www.politeknik.de)

İletişim/Kontakt  
[info@politeknik.de](mailto:info@politeknik.de)

---

---

Prof. Dr. Hans-Dieter Gelfert

---

## Von Innerlichkeit zu Nüchternheit. Deutsche Kultur heute

Innerlichkeit ist ein Begriff, mit dem die Deutschen lange Zeit eine nationaltypische Eigenschaft ihres Wesens und ihrer Kultur bezeichneten. Heute weckt dieser Begriff eher negative Assoziationen. Der Dichter Joseph Freiherr von Eichendorff, der selber zu den Repräsentanten der deutschen "Kultur der Innerlichkeit" zählt, schrieb einmal: "Die deutsche Nation ist die gründlichste, innerlichste, folglich auch die beschaulichste unter den europäischen Nationen, mehr ein Volk der Gedanken als der Tat. Wenn aber die Tat nichts ist ohne den zeugenden Gedanken und nur erst durch den Gedanken ihre weltgeschichtliche Bedeutung erhält, so dürfen wir wohl sagen, daß diese beschauliche Nation dennoch eigentlich die Weltgeschichte gemacht hat. Dieser Hang, die Dinge in ihrer ganzen Tiefe zu nehmen, scheint von jeher der eigentliche Beruf der germanischen Stämme zu sein".

In diesem Zitat verbindet sich die zutreffende Beschreibung eines historischen Sachverhalts mit nationaler Arroganz auf eine Weise, wie sie im deutschen Schrifttum des 19. Jahrhunderts und danach bis in die Hitler-Zeit allenthalben zu finden ist. Die Sätze wurden um die Mitte des 19. Jahrhunderts geschrieben, als die Deutschen sich einerseits noch mit Shakespeares Hamlet verglichen, in dem sie einen zur Tat unfähigen Geistmenschen sahen, während sie andererseits bereits das Gefühl hatten, anderen Nationen geistig überlegen zu sein. Heute würde niemand in den Exportweltmeistern eine zum "Beschaulichen" neigende "Innerlichkeit" vermuten, doch die "Gründlichkeit" wird noch immer für einen Grundzug der Deutschen gehalten, zumindest nehmen sie selber diese Eigenschaft für sich in Anspruch; und auch "Tiefe" ist ein Wert, der bei ihnen weit oben rangiert. Nun sind nationaltypische Eigenschaften nichts, was sich von einer Generation zur nächsten ausbildet und dann wieder verschwindet. Es sind Verhaltensweisen und Wertnormen, die der Einzelne mit der Muttermilch aufnimmt, so dass sie bereits angelegt sind, bevor Erziehung und gesellschaftliche Verhältnisse sie weiter ausformen. Deshalb können solche Eigenheiten selbst dann fortbestehen, wenn sie den aktuellen Verhältnissen nicht mehr entsprechen. Die heutigen Deutschen mögen noch so hart arbeitende, weltzugewandte und praktische Realisten sein, sie haben dennoch, ohne sich dessen bewusst zu sein, Haltungen und Wertnormen verinnerlicht, die eine ganz ande-

re, anachronistisch anmutende Seite ihrer Mentalität darstellen. Bei einem Blick auf die deutsche Kulturgeschichte wird man unschwer erkennen, dass es darin Dinge gibt, die als besonders charakteristisch hervorstechen, und solche, die durch Abwesenheit auffallen. So nimmt beispielsweise die Musik in der deutschen Kultur einen besonderen Platz ein, während alles, was Ausdruck von Urbanität ist, auffällig fehlt. Dazu zählen beispielsweise Komödien, Gesellschaftsromane und weltläufige Essayistik. Ganz besonders fehlt das tragende und alles durchdringende Medium urbaner Kultur, die Kunst der Rede, die z. B. in England schon früh an den Schulen in debating societies geübt wird und sich im Parlament oft eindrucksvoll entfaltet. Auch in Frankreich spielt Rhetorik eine zentrale Rolle. Beide Nationen haben darüber hinaus eine hochentwickelte Konversationskultur. In Deutschland glänzen weder die Politiker durch brillante Reden noch die Bürger durch geistreiche Konversation. Da die Deutschen bis zur Reichsgründung von 1871 keine Hauptstadt hatten, die eine mit London und Paris vergleichbare Urbanität hätte entwickeln können, fehlt in ihrer Kultur das, was sich in Kaffeehäusern, Clubs, auf Rennbahnen und selbst in Bordellen ausbildete: das Leichte, Frivole, Geistreiche und Elegante. Im 19. Jahrhundert gab es nur einen wahrhaft urbanen deutschen Dichter, Heinrich Heine, der es bezeichnenderweise in Deutschland nicht aushielt und nach Paris emigrierte. Während die Franzosen Esprit zu einem Leitwert entwickelten und die Briten sich für Humor und Commonsense entschieden, setzten die Deutschen, bei denen das protestantische Pfarrhaus mehr Einfluss ausübte als die Kaffeehäuser, auf "Geist" und "Gemüt". Noch heute stehen diese beiden Begriffe bei ihnen hoch im Kurs. Das brachte ihnen den Ruf ein, schwerblütig, ernsthaft und humorlos zu sein. Wahrscheinlich war es aber nur das Fehlen von Urbanität, was sie veranlasste, mit Goethes Faust zu den Müttern in die Tiefe zu dringen, statt sich in die gesellschaftliche Breite zu entfalten. Auf ihrer höchsten Ebene ist die deutsche Kultur kosmopolitisch, auf den unteren Ebenen blieb sie provinziell. Darum ist es kein Wunder, dass die Musik für sie so wichtig wurde; denn die ist eine Weltsprache, die die gesamte Menschheit erreicht, während gleichzeitig die deutsche Volksliedkultur ein provinzielles Verlangen nach "Gemütlichkeit" befriedigt. Nicht ohne Grund sieht man im Ausland in diesem Verlangen etwas typisch Deutsches, wofür in der englischsprachigen Welt sogar das deutsche Wort "gemütlich" als Fremdwort gebraucht wird. 1935 schrieb der Philosoph Helmuth Plessner, der wegen seiner jüdischen Abstammung 1933 zunächst in die Türkei und bald darauf in die Niederlande emigrierte, im dortigen Exil das Buch "Das Schicksal deutschen Geistes im Ausgang seiner bürgerlichen Epoche", das 1959 unter dem Titel "Die verspätete Nation. Über die politische Verführbarkeit bürgerlichen Geistes" neu herauskam. Darin heißt es: "Eine Kultur ohne weltanschauliche Tiefe, ohne den persönlichen Einsatz aus ihr und für sie ist in deutscher Selbstauffassung undenkbar. In diesem spekulativen Bekenntum bleibt sie, wenn auch indirekt, protestantisch. Darum bevorzugt die deutsche Kultur der Neuzeit Musik und Philosophie als ihre Ausdrucksgebiete, welche bedeutsamerweise diesen Zug miteinander gemeinsam haben, daß sie im Konflikt mit der normalen sprachlichen Mitteilung liegen. Das Eigentliche der Musik läßt sich in Worten nicht sagen. Vokalmusik ist immer an der Oberfläche. Sie erlebte ihre Blüte in Italien, nicht in Deutschland. Erst da, wo die Rede verstummt, beginnt die Musik. Und erst da, wo die Rede zerbricht, dann, wenn sie der über alles hinweggleitenden Mitteilung entrissen und zum Gegenstand des Nachdenkens gemacht wird, beginnt die Philosophie." Hier findet man das Wesen der deutschen "Kultur der Innerlichkeit" auf typische Begriffe gebracht: "spekulatives Bekenntum", "Protestantismus", "Instrumentalmusik" und "Philosophie". Unausgesprochen schwingt in der Abwertung der "Rede" aber auch die Anti-Aufklärungs-Haltung mit, die nach Kant in Deutschland immer mehr an Boden gewann. Das "Eigentliche" - Adorno schrieb eine gegen Heidegger gerichtete Schrift unter dem Titel "Jargon der Eigentlichkeit" - ist aus deutscher Sicht etwas, das sich der Rede und damit der rationalen gesellschaftlichen Kommunikation entzieht. Es liegt unter der "Oberfläche", auf der Plessner die Vokalmusik sieht, folglich in der Tiefe, also dort, wo der deutsche Geist glaubte das Hausrecht zu haben. In einem letzten Aufbäumen gegen die als Bedrohung empfundene Verwestlichung hatte Thomas Mann noch im letzten Jahr des Ersten Weltkriegs seine "Betrachtungen eines Unpolitischen" publiziert, in denen er

aus seiner konservativ-royalistischen, antidemokratischen Haltung keinen Hehl machte, als er das dem deutschen Wesen und der deutschen Geschichte gemäße Kulturideal auf die Formel "machtgeschützte Innerlichkeit" brachte. Für ihn hatte nur Deutschland eine Kultur, die diesen Namen verdient, während die liberaldemokratische Kultur des Westens, vor allem diejenige Frankreichs, bloße Zivilisation war. Die besondere Pikanterie seiner Polemik liegt darin, dass sie gegen den eigenen Bruder Heinrich gerichtet war, der in seinen Augen ein Repräsentant und Anwalt der zum Trivialen tendierenden Verwestlichung war. Von dieser früheren Selbsteinschätzung ist bei den heutigen Deutschen nur noch wenig zu spüren. Die "Spekulation" hat selbst bei Fachphilosophen ausgedient, "protestantisches Bekenntum" sucht man vergebens, und in der Musik ist Deutschland, obwohl es die höchste Dichte an Sinfonieorchestern und Opernhäusern in der Welt aufweist, nicht kreativer als andere Nationen. Bei den Worten "machtgeschützte Innerlichkeit" dürften sich selbst bei den Älteren, für die Demokratie noch keine politische Selbstverständlichkeit war, die Nackenhaare sträuben. In ihrem Alltagsverhalten sind die heutigen Deutschen nüchterner als fast alle ihre europäischen Nachbarn, was sich allein schon darin zeigt, dass ihnen jegliches patriotisches Pathos fehlt. Doch unter der rauen, zuweilen geradezu ruppigen Schale ihrer Nüchternheit steckt immer noch die romantische Sehnsucht nach einer gemütlichen Innenwelt. In Biergärten, bei Familienfesten und erst recht im Karneval wird diese Sehnsucht auf eine Weise befriedigt, die in den Augen von Engländern und Franzosen etwas Provinzielles hat. Auch die weltbürgerliche Seite der deutschen Innerlichkeit ist noch deutlich zu spüren. Anders als die Franzosen, die ihr urbanes Franzosentum am liebsten mit einem nationalen Schutzwall umgeben würden, nehmen die Deutschen die Kultur des Auslands, vor allem des englischsprachigen, begierig auf, auch wenn es sich dabei um eine Einbahnstraße handelt; denn es werden erheblich mehr Bücher ins Deutsche übersetzt als umgekehrt. Auf dem "langen Weg nach Westen", so der Titel des bekannten Buchs des Historikers Heinrich August Winkler, ist Deutschland inzwischen in der westlichen Kultur- und Wertegemeinschaft beinahe angekommen. Doch eine Jahrhunderte alte Prägung lässt sich nicht von heute auf morgen abstreifen. Bis auch die Deutschen zu einer urbanen Weltläufigkeit gefunden haben werden, wie man sie bei den westlichen Nachbarn antrifft, wird es noch eine Weile dauern. Man braucht nur einen Blick auf die deutschen Schriftsteller der Gegenwart zu werfen, um zu sehen, wie viele von ihnen sich in der Provinz eingerichtet haben. Günter Grass, Martin Walser, Botho Strauß und viele andere leben in ländlicher Idylle, und auch aus ihren Werken weht keine wirkliche Großstadtluft. Arno Schmidt, der anlässlich seines 100. Geburtstags in diesem Jahr erneut gewürdigt wird, ist ein geradezu klassisches Beispiel für die Gleichzeitigkeit von Weltbürgertum und Provinzialismus bei völliger Abwesenheit von Urbanität. Schmidts literarische Götter waren Edgar Allan Poe und James Joyce, während er selber in einem winzigen Dorf in der Lüneburger Heide lebte, von wo aus er wie ein Papst literaturkritische Dekrete erließ, was einer gewissen Lächerlichkeit nicht entbehrte. Allerdings – das sollte nicht verschwiegen werden – hat das Provinzielle auch gute Seiten. Wohl hat die neue/alte Hauptstadt Berlin noch nicht die normsetzende Ausstrahlungskraft, die Paris oder London haben, doch die vielen kleinen Hauptstädte der früheren Kleinstaaten sorgen dafür, dass so gut wie jeder Bürger, wo immer er in Deutschland leben mag, in weniger als zwei Autostunden ein Theater, ein Opernhaus, eine Konzerthalle, eine Universität und ein Museum erreicht. Um diese kulturelle Vielfalt und ihre gleichmäßige regionale Verteilung wird Deutschland von vielen anderen Nationen zu Recht beneidet, wobei als weiteres Plus hinzukommt, dass die Konkurrenz zwischen den größeren dieser Städte wie Berlin, München, Hamburg, Stuttgart, Frankfurt, Köln, Leipzig und Dresden möglicherweise noch mehr produktive Kräfte freisetzt als die geballten Kultur-Arenen der großen Metropolen der Welt.

## Stadt und Land in Deutschland

Das Thema *Stadt und Land* ist wahrhaftig nicht für Deutschland reserviert. In fast allen Staaten dieser Erde gibt es einerseits Städte und andererseits ländliche Ansiedlungen. Man kann auch die Unterschiede benennen, die praktisch überall mit diesen Wohnformen verbunden sind. In den Städten ist die moderne Entwicklung weiter fortgeschritten; Urbanisierung und Modernisierung werden oft direkt gleichgesetzt. Der Lebensstil in den Städten ist anders als der auf dem Land; die Verhältnisse sind komplexer; der Alltag ist bunter, aber auch verwirrender. Aber das sind nur sehr allgemeine Charakterisierungen. Bei näherem Zusehen stellt man rasch fest, dass sich das Verhältnis von Stadt und Land in verschiedenen Ländern und Regionen sehr stark unterscheiden kann.

Das hängt zum Teil mit den natürlichen Voraussetzungen zusammen. Es gibt Gebiete, in denen weite Flächen unfruchtbar sind und auch jede Ansiedlung verbieten; man denke an die Wüsten, aber auch an Gebirge, große Wälder, Steppen und Moore. Und es gibt andererseits Erdregionen, in denen verschiedene Formen der Agrikultur in fast allen Teilen möglich sind, in denen deshalb überall ländliche Siedlungen entstanden sind. In diesem Fall spielt der *ländliche Raum*, wie die offizielle Bezeichnung heißt, eine wichtige Rolle. Das gilt für Deutschland in besonderem Maße, und nicht nur aufgrund der recht günstigen natürlichen Voraussetzungen, sondern auch als Konsequenz historisch-politischer Entwicklungen.

Wie stark die Vergangenheit, die Geschichte auch noch die gegenwärtigen Strukturen und Lebensformen bestimmt, kann durch einen Vergleich deutlich gemacht werden.

Die dezentrale Struktur Deutschlands, das große Gewicht der einzelnen Bundesländer hat dazu beigetragen, dass es hier Provinz in ausgeprägter Form kaum gibt. Für die Bewohner eines oberbayrischen Dorfs ist Berlin weit weg – aber man orientiert sich ja auch nicht an der Bundeshauptstadt, sondern blickt zunächst einmal nach München. Deutlicher als in anderen europäischen Staaten hat sich in den deutschen Bundesländern ein Bewusstsein der Gemeinsamkeit und oft auch ein eigener Lebensstil herausgebildet; man kann das an den Speisekarten der Gasthäuser ablesen, die zwar auch allgemein

beliebte deutsche und immer häufiger auch ausländische Speisen anbieten, in vielen Fällen aber die regionale Tradition betonen.

Für die Erklärung der Spezifik des ländlichen Lebens in Deutschland ist aber noch ein weiterer Sachverhalt heranzuziehen. Wir müssen dabei in der nationalen Geschichte noch weiter zurück gehen. Die Länder, die sich in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts zusammenschlossen, bestanden damals erst relativ kurze Zeit; sie waren um 1800 entstanden, dirigiert von Napoleon, der damals eine Neuordnung Europas anstrebte und vor seiner Entmachtung auch weithin durchsetzte. Für den deutschen Raum bedeutete das einen besonders tiefen Einschnitt, denn bis zu dieser großen Gebietsreform hatte es hier nicht nur ein paar Dutzend, sondern Hunderte von selbständigen Herrschaften gegeben. Zu diesen Territorien gehörten größere Staatsgebilde, die später als die Kerngebiete der neu formierten Länder fungierten, aber auch viele kleine und manchmal geradezu winzige Herrschaftsgebiete, die oft nur wenige Ortschaften umfassten. Diese Gebiete wurden von weltlichen Herrschern regiert, zum Teil auch von geistlichen Herren, und es gab auch reichsstädtische Gebiete, in denen die städtischen Ratsherren regierten. Konkret bedeutete dies, dass die Bewohner eines Territoriums schon nach wenigen Kilometern auf Grenzen stießen, die ins „Ausland“ führten – tatsächlich war das eine durchaus übliche Bezeichnung für benachbarte Gebiete, auch wenn dort die gleiche Sprache gesprochen wurde und ganz ähnliche Verhältnisse herrschten. Teilweise gab es allerdings auch Gegensätze; innerhalb der Herrschaftsgebiete war die konfessionelle Zugehörigkeit einheitlich, da sie vom regierenden Oberhaupt bestimmt wurde, aber zwischen verschiedenen Territorien spielte der Gegensatz von katholisch und protestantisch eine wichtige Rolle.

Wenn von dieser Phase der deutschen Geschichte die Rede ist, wird fast immer die Zersplitterung beklagt, die mehrere Jahrhunderte – vom späten Mittelalter bis zur napoleonischen Ära – die Struktur und das Leben bestimmte; und in der Tat blieb die staatliche Konsolidierung der deutschen Nation auf der Strecke. Aber die kleinteilige Gliederung des Raums hatte auch positive Wirkungen. Überall entstanden kleine Zentren, in denen nicht nur regiert wurde, die vielmehr auch auf die wirtschaftliche und kulturelle Entwicklung einwirkten. Für das Verhältnis von Stadt und Land bedeutete dies, dass meistens eine große Nähe vorhanden war, dass also die bäuerliche Bevölkerung ständig Kontakt hatte mit den Städten und ihren Bewohnern in der nächsten Umgebung.

Das heißt nicht, dass die Lebensbedingungen im Dorf die gleichen waren wie in der Stadt, und das Verhältnis zwischen den Städten und den Bewohnern des ländlichen Raums war auch keineswegs spannungsfrei. Es war auch nicht einheitlich, sondern es gab verschiedene landschaftliche Traditionen. Viel hing von der Größe der Städte ab, von denen manche eine differenzierte Gliederung und eine anspruchsvolle, elitäre Kultur aufwiesen, während andere sich in ihrem Zuschnitt von den Dörfern in ihrem Umfeld nur wenig unterschieden. Und es bestanden auch gravierende Unterschiede zwischen verschiedenen Dörfern. Sie waren zwar alle bäuerlich geprägt, aber in manchen Gebieten – vor allem im Norden Deutschlands – verfügten die Bauern über ausgedehnte Ländereien, und diese Großbauern standen, was den Besitz und das Selbstbewusstsein anlangt, den Städten gleichrangig gegenüber; in weiten Teilen Süddeutschlands dagegen gab es fast nur Kleinbauern, die mühsam um das tägliche Brot kämpfen mussten.

Diese Unterschiede werden hier eher vernachlässigt; dagegen sollen historische Entwicklungsetappen im Verhältnis von Stadt und Land kurz charakterisiert werden. Auch hierbei ist die Einschränkung zu machen, dass sich das konkrete Bild in verschiedenen Regionen unterscheidet, aber in einer groben Skizze bieten sich drei Entwicklungsphasen an: die deutliche Abwertung der bäuerlichen Bevölkerung und damit des ländlichen Lebens durch die Stadtbewohner; die Umkehr, also die betonte Hochschätzung der ländlichen Welt; und schließlich eine gewisse Neutralisierung, die Hand in Hand mit einer größeren Annäherung und einem immer stärkeren Austausch zwischen Stadt und Land erfolgte.

In alten historischen Quellen, aber auch in der älteren deutschen Literatur finden sich viele Belege für die Marginalisierung und manchmal Stigmatisierung der Bauern. Nicht nur die Angehörigen des Magistrats, auch die in den Städten konzentrierten Handwerker fühlten sich den Bauern überlegen. In den Schwankgeschichten, die mündlich erzählt und auch niedergeschrieben wurden, spielen Bauern und Bäuerinnen eine zentrale Rolle – aber fast nur als die Opfer, die von irgendeinem Herren (das kann ein Geschäftsmann aus der Stadt, aber auch ein Geistlicher, ein Akademiker oder ein Handwerker auf Wanderung sein) überlistet werden. Die Dummheit und der Aberglaube der bäuerlichen Bevölkerung werden in diesen Erzählungen ausgenutzt; die Bauern zahlen für angebliche Wunderheilmittel viel Geld, sie verlieren schlaue eingefädelte Wetten, und ihre Frauen sind schutzlos den Herren (auch den geistlichen) ausgeliefert. Das sind in den seltensten Fällen wahre Geschichten; aber in ihnen spiegelt sich die generelle Einschätzung. Diese Stoffe wurden Jahrhunderte lang erzählt und ausgeschmückt, vom hohen Mittelalter bis weit ins 18. Jahrhundert hinein, und Reste davon sind immer noch lebendig – in Witzen spielen die Bauern und Bäuerinnen manchmal immer noch die Rolle der Ahnungslosen und Dummen, die sich in der modernen Welt nicht ohne Weiteres zurecht finden.

Von der allgemeinen Einschätzung weicht dieses Relikt aus der Welt der Witze jedoch ab. Ende des 18. Jahrhunderts begann sich eine geradezu gegensätzliche Einstellung zur ländlichen Welt und ihren Bewohnern durchzusetzen. Man deklassierte diese Welt nicht mehr, sondern sah in ihr eine Sehnsuchtslandschaft. Die Orientierung am einfachen Leben auf dem Land wurde zu einem wichtigen Bestandteil der deutschen Romantik. Im ersten Jahrzehnt des 19. Jahrhunderts komponierte Ludwig van Beethoven seine 6. Sinfonie, die unter dem Namen Pastorale bekannt ist. Beethoven fügte in den Titel der Sinfonie „*Erinnerungen an das Landleben*“ ein, und er überschrieb den ersten Satz: „*Erwachen heiterer Gefühle bei der Ankunft auf dem Lande*“. Das war nicht nur ein Phantasiespiel – Beethoven quartierte sich tatsächlich bei Bauern in der städtischen Umgebung ein; er erfreute und erfrischte sich an dem Leben in der Natur und an der Naivität der ländlichen Bevölkerung. Diese romantische Einstellung entsprach zunächst einer eher elitären Haltung, die ihren Ausdruck vor allem in den Künsten fand – in der Musik wie auch in der Malerei und der Dichtung. Aber es kam bald zu einer durchgreifenden Popularisierung: In den Gesangsvereinen wurden Heimatlieder gesungen, in denen die ländliche Natur gefeiert wurde; die Stadtbürger hängten Bilder von ländlichen Landschaften auf; Wandervereine entstanden, die an jedem Wochenende die ländliche Umgebung erkundeten. Die ländliche Bevölkerung war aber bald nicht mehr nur das Ziel und der Gegenstand städtischer Sehnsucht, sondern spielte aktiv mit; sie stilisierte sich in traditioneller Weise, es entstanden Vereinigungen, in denen alte Bräuche gepflegt und alte (oder auf alt gemachte) Trachten getragen wurden. Diese inszenierte ländliche Kultur wurde zu einer zusätzlichen Attraktion der städtischen Bevölkerung, die begeistert war von der vermeintlichen Ursprünglichkeit.

Lange Zeit, bis weit ins 20. Jahrhundert herein, blieb ein deutlicher Gegensatz von Stadt und Land bestehen. In der Stadt – und inzwischen waren ja wirkliche Großstädte entstanden – waren die industrielle Produktion und der Handel bestimmend, und sie war auch durch eine ausgedehnte Verwaltung und bürokratische Strukturen charakterisiert. Das Land dagegen war zwar nicht mehr ausschließlich Bauernland, aber die Dörfer und ländlichen Siedlungen waren immer noch ganz stark bäuerlich geprägt. Allmählich setzte aber ein gewisser Annäherungs- und Angleichungsprozess ein. Die Großstädte dehnten sich in die vorher rein ländliche Umgebung aus; in manchen Teilen Deutschlands wie im Ruhrgebiet wuchsen mehrere große Städte zusammen, sodass eine riesige Stadtlandschaft entstand. Aber auch in den meisten anderen Regionen kam es zu Ballungsräumen, in denen manche Dörfer aufgingen. Außerdem mussten für die gesteigerte industrielle Produktion räumliche Erweiterungsmöglichkeiten gefunden werden, die sich vor allem auf dem Land anboten. Und es kam auch zu einem Austausch der Bevölkerungsschichten. Dorfbewohner strebten in die Städte mit dem Blick auf Arbeits- und Einkaufschancen, aber auch wegen der größeren Möglichkeiten im Bereich von Bildung

von Bildung und Unterhaltung. Doch auch eine Gegenbewegung war zu registrieren: Städter zogen aufs Land, wobei neben dem Wunsch nach mehr Ruhe und der Liebe zur Natur auch ökonomische Überlegungen eine Rolle spielten – Wohnraum auf dem Land war und ist meist ganz erheblich billiger als der in der Stadt.

Beide Prozesse, Stadtfucht und Landflucht, sind nicht abgeschlossen. Der finanzielle Aspekt spielt bei der ländlichen Orientierung und Wohnungssuche junger Familien eine große Rolle; andererseits machen die wachsenden Verkehrsbehinderungen tägliche Fahrten in die Stadt beschwerlich und locken auch die besseren Schulangebote die Leute in die Stadt. Dieser Austausch und die partielle Angleichung haben dazu beigetragen, dass in die politischen Überlegungen zur Raumplanung und zur Gestaltung der Lebensverhältnisse grundsätzlich auch das Land einbezogen wird. Es ist ein Verfassungsauftrag der Bundesrepublik, dass *gleichwertige Lebenschancen in Stadt und Land* entwickelt werden. Dieser Auftrag kann nicht immer hundertprozentig erfüllt werden; die Stadt mit ihren differenzierten Strukturen und ihren ganz unterschiedlichen Bevölkerungsgruppen bietet nun einmal größere Möglichkeiten in vielen Feldern. Und in manchen Dörfern haben sich gerade in jüngster Zeit die Verhältnisse verschlechtert: In manchen schnell ablaufender Folge kommt es in kleineren Gemeinden zum Wegzug vieler Familien; die selbständige Verwaltung und damit das Rathaus verschwinden, zentrale Institutionen gehen verloren, das einzige Gasthaus macht zu, die Arztpraxis kann nicht mehr besetzt werden, das örtliche Ladengeschäft mit seinem bunten, aber doch relativ kleinen Angebot kann nicht konkurrieren mit den Supermärkten der Nachbarschaft – und so weiter. Im Blick auf solche Dörfer spricht man von der Gefahr, dass das Land leerlaufen könnte, und die Versuche der Gegensteuerung sind nicht immer erfolgreich.

Für weite Gebiete Deutschlands gilt allerdings ein positiver Befund. In den meisten Teilen der sogenannten alten Bundesländer hat sich das Ineinander, die wechselseitige Befruchtung von Stadt und Land bewährt und gehalten. In großen Teilen der neuen Bundesländer im Osten sieht es freilich anders aus. Hier ist die Abwanderung der Menschen aus dem ländlichen Raum sehr viel drastischer; die industriellen Arbeitsangebote fehlen vielfach, und der touristische Ausbau kann dies nur unvollkommen kompensieren. Was in den westdeutschen Bundesländern nur einzelne Gemeinden oder relativ kleine ländliche Gebiete betrifft, die Gefahr fortschreitenden Bevölkerungsrückgangs und des Absterbens wichtiger Lebensfunktionen des ländlichen Raums, bedroht im Osten Deutschlands weite Landstriche, ja ganze Bundesländer. Hier ist die Aufgabe, die Gleichwertigkeit von Stadt und Land zu sichern, die sonst nur ein geschicktes Ausbalancieren von Verwaltungsakten verlangt, sehr viel schwerer zu bewältigen. Sie fordert weitreichende politische Entwürfe und Entscheidungen, für die es bisher nur wenige Ansätze gibt.

Roger Boyes

The Times

## Britain, Germany and the 1. Weltkrieg. Typisch deutsch? Typisch englisch

This is the centenary year of the outbreak of the First World War—and it is making Europe think. Are we organising international society correctly to prevent regional conflict turning into a 1914-style full scale global war? And—something that all Europeans now have to consider—how do racial and national stereotypes stoke the hatred that leads to bloody confrontation?

So far Turkey is the only European country to be directly drawn into the Syrian crisis. The European Union has imposed sanctions on the Assad regime but for most Europeans the war is far away: it is worried chiefly about jihadis returning to kill on our own streets. The British agonise about whether to send more than night vision binoculars to the rebels—but in the end do nothing. The Germans, who consider that the most important lesson from their history is that they should avoid a fight, also do nothing. It does not occur to either country that they should give more support to their NATO ally Turkey which with its long porous border is directly involved—sheltering the Free Syrian Army, housing refugees, nervous about the radicalised and displaced Syrian Kurds.

The First World War was about how alliances and armies inter-connect, how the action of one state can drag in others, how empires—the Hapsburg, the Ottoman, the Russian—can collapse together. That is also the danger posed by Syria today. And, as I write this article, there is a similar destructive process underway in the conflict between Russia and Ukraine. Like a century ago, these are menacing times: an old order is giving way violently to a new. Force is the midwife of change says Karl Marx and you don't have to be a Marxist to see it that way.

Britain and Germany, arch-enemies for the first half of the 20th century, are now trying to understand how their relationship went wrong in case it gives some lessons for how to deal with the changing world. For decades Britain blamed the Germans for the First World War although the causes were never as straightforward as for Hitler's war; many English and French wanted to hang the Kaiser, the Royal Family changed its name from Saxe-Coburg-Gotha to Windsor.

The Germans meanwhile were not quick to blame themselves. After 1918, there was still a conviction that Germany could have won—if the army had not been stabbed in the back (die Dolchstoßlegende) by unpatriotic politicians, Marxists and Jews. That of course became the motto of the Nazis as they tried to reclaim German national pride. But the reluctance to accept defeat or blame, the resentment at the Versailles treaty which imposed financial costs on Germany for a war that, in the German view, had been sparked as much by London as by Berlin, formed part of the history-telling in universities and schools too. Early German histories of the war blamed the arms race between the powers, the railway system, Balkan nationalism—everything apart from German aggression.

That changed with Fritz Fischer's "Griff nach der Weltmacht" in 1961 which claimed that German elites had wanted war since 1902, if not earlier. The book caused a mini-cultural revolution. Until then the West Germans had argued that Hitler was an aberration, an exceptional event. But Fischer demonstrated that there was a continuity in German foreign policy that stretched from 1914 to 1939. The British naturally celebrated the book—for them it showed that Germans and war naturally complemented each other, like gin and tonic.

If you go through the archives of The Times however you will see that the origins of the First World War went back even further, perhaps fifty years earlier when the first stereotypes were taking shape. In 1864 Otto von Bismarck threatened to grab Schleswig-Holstein from Denmark. That was part of his long term plan to unify Germany under Prussian control—and he was clear that a future united Germany would need Kiel if it was going to have the kind of fleet it needed to create a world power. The British were alarmed—its fleet was the most powerful in the world, the essence of its empire—and seemed ready to help the Danes fight off the Prussians and the Austrians. But perhaps because of Queen Victoria (whose family had married into the royal houses of Europe, including the Hohenzollerns), or simply because Schleswig-Holstein did not seem worth a fight, Britain decided not to go to war.

Berlin newspapers immediately depicted "John Bull"—the cartoon symbol of Britain—as a fat boastful figure, lazy and with no guts for real action. Other German cartoons showed the British lion as a moth-eaten tiger without teeth. These were the first hostile caricatures of the English who had previously been respected as pleasant if slightly stupid fox-hunting gentlemen. Now it was a power afraid to use force—just as it is afraid today to use its airforce against Assad.

The British stereotypes of the Germans, or at least the Prussians changed the following year. Queen Victoria visited Bonn in 1865 to unveil a statue to her late husband Prince Albert and to introduce one of her sons, Alfred of Saxe-Coburg to the Germans. All went well until the evening when the Queen's personal cook went for a walk in the streets of Bonn. A group of young aristocratic students blocked the cook's path on one of Bonn's narrow pavements, demanding that he cross to the other side of the street. Before the cook could reply one of the students, Count von Eulenberg, had slashed the young man twice with his sabre. The cook died of his wounds. The Count (who would later become the fiance of one of Bismarck's daughters) was not punished.

Britain was outraged. "The humblest Prussian," wrote Llod's Weekly in London, "cannot keep clear of the police. He must have police permission for every movement. He cannot paint his name over his shop, or let his first floor, or have a meeting of his friends, or set out on a journey, without having obtained the grace of the police. He then is taught from his cradle to be the slave of all the petty officials, or representatives of might, who surround him. What kind of moral man can grow under such influences as these? He becomes a tyrant in his turn."

And so it was that fifty years before the fatal shot was fired in Sarajevo, that the stereotypes were fixed. The Germans were convinced that Britain was a declining power unable to exercise its will or use force. And completely opposed to unification under Prussian leadership, The British were convinced that the Germans were not only aggressive but also, as a nation, unable to resist or question authority. Many of those national clichés are still in circulation. The British mock the Germans for their readiness to obey orders, to stand at pedestrian traffic lights on an empty street at two o'clock in the morning. The Germans, in private, will criticise the laziness and the inefficiency of the British, their sloppiness with money. Naturally there is some mutual admiration too nowadays but the old fears and suspicions established a full half century before the First World War still lurk.

There is no question of course that these stereotypes will turn now into a war-like temperament. But they will underpin Britain's future referendum on whether to stay in the European Union or leave it. It is still, for many English people, a "German Europe", over regulated and over controlled just as the Prussian police of the 19th century kept its citizens under the thumb.

The economic rivalry made it worse. The Japanese Prime Minister Shinzo Abe recently warned that relations between Japan and China were beginning to be like that between Britain and Germany in 1914. The Chinese were furious so Mr Abe had to explain what he meant: even countries that have a strong economic dependence on each other can stumble into war. Look at the Japanese cartoons of the Chinese today, he said, and you will see how similar they are to the Anglo-German cartoons of the late 19th century. Rivalry, envy—that has been part of the Anglo-German discourse since Germany's late industrial revolution. At first the British tried to stop the flow of cheap German goods coming into its shops. All German companies were forced to put "MADE IN GERMANY" on their products so that innocent English consumers could see that they were cheap imitations. As Germany tried to catch up with the world in the 1890s it became a great imitator, like the Chinese of the 1990s. Soon enough though the English realized that the German goods were not just cheaper—they were better. "MADE IN GERMANY" became a sign of quality.

The race was on: for new markets, for colonies, for prestige. That turned into an arms race—how else would Germany be able to defend its future colonies if it did not have warships to match those of the British? Wars came and went but Germany, apart from the crisis of the 1920s, was notably more efficient than the British. So our stereotypes all have an undercurrent of resentment. Germany was successful because its industry invested more of its profits in modern technology and in training the younger generation. The British chose to believe that they were only superficially better, that their secret was military discipline, that they worked like mindless ants. In fact they were better because they understood their customers better and were able to react more quickly to change.

None of this misunderstanding leads to war, just a sense of mystery and bafflement. In this centenary year, German diplomats in Britain have been trying to distract British attention from the bloody battles of the Somme. It was they say a war that showed the need for multinational cooperation. We believe that the anniversary is something else: a moment to celebrate war heroes. Here's the difference: Britain has a sense that its best years were in the past and wants to hang on to the memories; Germany is obliged to repress its memories or mould them into lessons for the future.

---

---

Alison Smale

The New York Times

---

During decades of observing Germans and Americans, I have often wondered what might have happened if, as was almost the case, the early settlers in the United States had adopted not English but German as their mother tongue.

Would the Americans be the most “pingerliche” people on earth, or have their same traditional attachment to individual freedom? Might they, heaven forfend, have adopted Fussball as their national sport? Would a Germany bound at least in linguistic kinship with such a mighty country beyond its own continent have felt the need, in the 19<sup>th</sup> and early 20<sup>th</sup> century, to test its united strength against European neighbors?

This is all idle speculation, of course. But perhaps the digital age and its inhabitants, the digital natives, who can “downloaden” almost anything, are producing a new blend of key German and American attitudes to life: a mix of the methodical earnestness that characterizes many Germans with the easy energy and never-look-back attitude that mark so many American endeavors.

When I first received the request to write about Germans and Americans, I intended humor to be the hallmark of the piece. But events on both sides of the Atlantic forced me into more serious reflection.

Looking back, we can see that the German-American endeavor to work together began in earnest at perhaps the unlikeliest point of shared German-American history – in the defeat of the Nazis in 1945 and the rebuilding of west Germany in the years that followed.

At their “Stunde Null,” or Zero Hour, Germans were receptive to the ideas and manners brought by the American soldiers who not only spearheaded the trials of surviving Nazi leaders, but brought new movies and music, and lent or gave industrious Germans hundreds of millions of dollars to rebuild their economy – and their military.

As a result, many in Germany's elite now have had difficulty absorbing the anger or at least disappointment at the discovery that their friend and teacher, the United States, did not shrink from spying on the Chancellor's cell phone or collecting the electronic data of millions of other Germans.

Social Democrat leader Sigmar Gabriel perhaps put it best last fall at his party's congress in Leipzig. The NSA affair, he noted, 'is' much more than one of those run-of-the-mill spy scandals that crop up every few years.

The United States of America, the country which Germans have so much to thank for, which freed us from Hitler, which with the Marshall Plan made possible prosperity and our climb out of the devastation of World War II, then afterwards protected us for decades with the Allied forces – these very United States of America are now in the process of endangering the most important foundation of our transatlantic partnership. This fundament was, for decades, a shared concept of values in which individual freedom and the protection of privacy stood above everything else. In this value system, the state has to produce pretty good reasons to be allowed to limit personal freedom. If necessary, it has to justify this publicly and put it before the courts.

That was the very core of the transatlantic community of values and the biggest difference with the East bloc, in which everything was exactly the opposite, where the state could do anything and personal freedom extended only as far as it did collide with the state.

“Exactly this community of values is being destroyed if intelligence services can suddenly eavesdrop on everything and on top of that involve private enterprises with gigantic data collection points.”

Since Mr. Gabriel uttered those words, so tinged with bitter regret, Germans have endured a second shock to their value system in the form of Russia's land grab of Crimea, which has upended notions of stability and security across Europe. Nowhere more so than in Germany, which has spent centuries trading and warring with Russia, and most recently invested decades of goodwill and hard cash, in part as atonement for World War II, but also out of genuine admiration and pragmatic hope.

So Germans and Americans, disgruntled as they may be, have very quickly been thrown back together again, at least in strategic terms, and quite clearly see eye-to-eye. Chancellor Angela Merkel kept open the channels of communication with Moscow, but did not hide her annoyance at Vladimir Putin. Moreover, while accepting that German business needs to maintain its Russian contacts, she took a clearly frosty approach when the boss of Siemens, Joe Kaeser, not only visited Moscow but went to see Mr. Putin – a German speaker who knows what it means when the head of a big international company that has been doing business in Russia for 160 years comes to pay court, and did not hesitate to drive home that point.

U.S. Ambassador John Emerson – the first American envoy summoned to the German foreign ministry in living memory when the Merkel cell phone scandal erupted – presciently referred back to the Cold War when speaking to German business leaders in early February about restoring trust.

“We resolved the crises of the Cold War,” he said then. “We certainly should be able to untangle today's dilemmas. Back then, the problems were measured in megatons. In today's digital world, it is megabytes.” He added that friends may disappoint one another, but usually resolve differences. “We will get through this,” said the envoy from California, “because we must get through this.”

Yet for all the American can-do approach, something has changed, perhaps irrevocably, between Americans and their most exemplary pupil. Reunited Germany, while still reluctant to take the lead in anything but exporting its well-made machines, senses that it should change its approach to world affairs. The speech by President Joachim Gauck at the Munich security conference in January marked perhaps the first time that a German leader has said that his country cannot duck responsibility by, essentially, hiding behind the Nazi past.

Whether Germans will heed the call is unclear – and indeed the Crimea crisis subjected them to an unusually early test. Mr. Gauck’s appeal for a more active stance was echoed in Munich by both the foreign and defense ministers – representing the Social Democrat and Christian Democrat parts of the “grand coalition” government. The one voice missing was that of Ms. Merkel.

True to cautious form, she held back from opining on foreign policy. And then along came the next crisis – Crimea – for her to manage. Policy forged itself, swiftly veering towards America.

Can she bring Germans along? Norbert Ro(uumlaut)ttgen, the Christian Democrat chairman of the foreign affairs committee in the Bundestag, openly frets that Germans have become complacent, wishing only to be left in peace to enjoy their prosperity, preferring to inhabit what he calls a “giant Switzerland” rather than shoulder a diplomatic, military or economic burden.

That attitude is a marked contrast to the American approach. While Europeans – and others – often lunge between criticizing the United States for imposing its will or accusing Washington of too little involvement in affairs beyond American shores, Americans usually rally behind their leaders’ call.

On Crimea, President Obama has mixed a robust response – sanctions on individuals, with the threat of worse to come if necessary, dispatch of AWACS surveillance planes and F-16 fighter jets to NATO members like Poland and Romania – with crystal clarity that neither America, nor its allies, intend to go to war over Ukraine, or to recapture Crimea.

That matches Ms. Merkel’s blend of principle and pragmatism. But Germans are not entirely convinced. The “Russia understanders,” as they have been labeled, are, in the view of veteran Atlanticist Josef Joffe of Die Zeit, a “patchwork family” ranging from veteran leftist apologists for Moscow to hard-headed realists and those who believe that Mr. Putin can be calmed through “understanding” his motives.

Journalists and politicians who have wondered publicly whether Germans are too content in their coziness or actively appease the Russian “bear” are amazed at the reaction. Perhaps the criticism flooding their in-boxes is somehow orchestrated, but as at least one commentator has told me, “I am really asking what is going on in this country.”

Perhaps, after all, that language is playing its part – a seeming bedrock of order masking the natural disorder of human affairs.

One of the most striking tableaux of the change in German-American relations that I have witnessed since arriving back in Germany as a correspondent last summer was the closing of the storied Campbell Barracks in Heidelberg.

The occasion was marked by a modest military ceremony, but for Germans of a certain age – those who could remember those arriving GIs after the war, those who recalled this as the chilling headquarters of the Cold War, or those who grew up with division and admired the American support of West Germany – it was a watershed. And it is not

clear, the mayor of Heidelberg mused in conversation, that younger generations will feel the bond that is now palpably weakening.

One famous American visitor to Heidelberg, with its fairy-tale castle and dramatic setting, was Mark Twain. Famously, too, he tackled and philosophized over the German language, that seemingly rock-hard construct that he found so often becomes quicksand. Perhaps there is no better example of the difficulties that might have been solved two centuries ago had those American pioneers chosen the German, not the English, language – and no more apt description of what Americans and Germans think they have found in one another, only to discover fresh differences.

For, as Mark Twain saw German in his famous essay, there is not another language that is so slipshod and systemless, and so slippery and elusive to the grasp. One is washed about it, hither and thither, in the most helpless way; and when at last he thinks he has captured a rule which offers firm ground to take a rest on amid the general rage and turmoil of the ten parts of speech, he turns over the page and reads, “Let the pupil make careful note of the following exceptions.” He runs his eye down, and finds there are more exceptions to the rule than instances of it.”

With so little firm linguistic ground, lamented the American writer, how can the two nations understand each other? “There are 10 parts of speech, and they are all troublesome. An average sentence, in a German newspaper, is a sublime and impressive curiosity; it occupies a quarter of a column; it contains all the ten parts of speech,” welded together in compounds Mr. Twain likens to “alphabetical progressions,” such as “Dilettantenaufdringlichkeiten,” or Stadtverordnetenversammlungen” which he says are proud entries in “my museum” of the German language.

How can one absorb such musings, he ponders, when they are “built mainly of compound words constructed by the writer on the spot, and not to be found in any dictionary”?

---

---

Daniel Schönpflug & Sébastien Vannier

Centre Marc Bloch

---

## Le Schwarzes Brett – Im Berliner Centre Marc Bloch begegnen sich Franzosen und Deutsche

Am Eingang unseres Instituts hängt ein „Schwarzes Brett“. Die französischen Wissenschaftler, die hier arbeiten, nennen es „le Schwarzes Brett“. Keiner von ihnen würde auf die Idee kommen, „tableau noir“ zu sagen oder irgendeine andere riskante Übersetzung zu verwenden. Umgekehrt nennen auch alle deutschen Mitarbeiter unser Institut „Centre Marc Bloch“ und testen lieber ihren Akzent an dem französischen Wort „Centre“ als vom „Marc Bloch Zentrum“ zu sprechen. Und so entsteht hier unter uns eine merkwürdige Sprache, die wir für gewöhnlich „frallemant“ nennen.

Die deutsch-französischen Beziehungen haben im Jahr 742 nach Christus ihren Anfang genommen, als Karl der Große sein europäisches Reich unter seinen Söhnen aufteilte. Sie waren niemals einfach, oder gar selbstverständlich, und sie sind es auch heute nicht. Mit Napoleons Kriegen begann die Zeit der „Erbfeindschaft“, in der sich Deutschland und Frankreich blutig bekämpften. Diese traurige Ära ist nach dem Ende des Zweiten Weltkriegs, der auf beiden Seiten so viele Tote forderte, zu Ende gegangen. Doch auch die Ära der „Erbfreundschaft“, die mit einer historischen Umarmung und einem Vertrag zwischen Konrad Adenauer und Charles de Gaulle im Jahr 1963 begann, ist nie ganz frei von unterschiedlichen Interessen, Missverständnissen und Reibungen gewesen.

Das Centre Marc Bloch, in der Friedrichstraße in Berlins quirliger Mitte, ist ein Ergebnis dieser spannungsvollen Freundschaft zwischen Frankreich und Deutschland. Gegründet wurde das Forschungsinstitut kurz nach dem Fall der Berliner Mauer. Die deutsche und die französische Regierung hatten damals beschlossen, ein deutsch-französisches Forschungszentrum für Sozialwissenschaften ins Leben zu rufen, das auch zu anderen europäischen Ländern hin geöffnet sein sollte. Feierlich eröffnet am 8. September 1994, erhielt es den Namen des französischen Historikers Marc Bloch (1886-1944), selbst ein Wanderer zwischen beiden Ländern – und 1944 von der Geheimen Staatspolizei der Nationalsozialisten erschossen. Mit circa zwanzig Wissenschaftlern, ebenso vielen assoziierten Forschern und vierzig Doktoranden aus der ganzen Welt (darunter auch zwei aus der Türkei!) und aus allen Fachbereichen der Geistes- und Sozialwissenschaften ist das Centre Marc Bloch mehr als zwanzig Jahre nach seiner Gründung ein dynamischer

Ort internationaler Forschung und Lehre – und ein idealer Beobachtungsposten, um einen Blick auf die deutsch-französischen Beziehungen auf verschiedenen Ebenen zu werfen: vom Staatsbesuch bis zu den Begegnungen im Alltag.

Im letzten Jahr durften wir als Vertreter des Centre Marc Bloch an die Feierlichkeiten zum fünfzigsten Jahrestag des berühmten Elysee-Vertrages von 1963 teilnehmen. Wir durchlitten eine nicht abreiende Kette offiziser Staatszeremonien, aber erlebten auch wunderbare Momente deutsch-französischer Komplexität. Am 21. Januar 2013 trafen sich im Kanzleramt die deutsche Bundeskanzlerin Angela Merkel und der französische Prsident François Hollande mit Schülern und Studenten aus beiden Ländern zu einer Diskussion. Europas Schicksal stand nach wie vor auf der Kippe. Hollande hatte wenige Monate zuvor das Präsidentenamt angetreten. Viele seiner Wahlversprechen waren Kampfansagen an die von Deutschland verfolgte Politik der Krisenbewältigung. Doch statt mit den üblichen kühlen Politikerfloskeln begegneten sich die beiden mit einem Lächeln und schließlich sogar mit einem frechen Humor, den man weder ihr noch ihm zugetraut hätte. Als Hollande von den Errungenschaften des französischen Sozialstaates – 35 Stundenwoche, früher Renteneintritt – berichtete, fragte Merkel unschuldig nach, ob er ihr eventuell eine Arbeitsstelle in Frankreich verschaffen könnte... Die beiden Staatsoberhäupter hatten sich kurz zuvor bei einem Abendessen das “Du” angeboten. So nannte der Prsident die Kanzlerin “Angla” – und dank seines Akzents klang der vertraute Vorname plötzlich als entstamme er einem französischen Chanson.

Zum Glück sind die wissenschaftlichen Beziehungen, die sich hier im Centre Marc Bloch entfalten, viel unkomplizierter als die politischen. Sie sind Teil eines dicht gewebten Netzwerks zwischen Frankreich und Deutschland, das auf der Welt einzigartig ist. Neben dem Centre Marc Bloch existieren Tausende deutsch-französischer Institutionen. Die vielen Städtepartnerschaften, die seit dem Ende des zweiten Weltkriegs gegründet wurden, haben eine Vorreiterrolle gespielt, und den Kontakt zwischen den einst verfeindeten Gesellschaften befördert. Austausch und Begegnung zwischen jungen Menschen stehen im Kern der Arbeit des Deutsch-Französischen Jugendwerks, das mit dem Elysee-Vertrag 1963 gegründet wurde. Im Hochschul- und Forschungsbereich läuft die Zusammenarbeit seit den 1980er Jahren auf Hochtouren. Dank der Deutsch-Französischen Hochschule wurden circa 150 deutsch-französische Studiengänge gegründet, die es den Studenten beider Länder erlauben, ihre Erfahrungen in zwei Kulturen zu machen. Eine Reihe anderer Institutionen erlauben einen täglichen kulturellen und wissenschaftlichen Austausch zwischen beiden Ländern: z.B. die Instituts français in Deutschland, die Goethe Institute in Frankreich, das Deutsche Historische Institut Paris und das Centre interdisciplinaire d’études et de la recherche sur l’Allemagne.

Darüber hinaus sind Wissenschaftler bekanntlich Kosmopoliten! Sprachbarrieren sind für sie kein Hindernis und interkulturelle Kompetenz haben sie schließlich an den Universitäten studiert! So sollte man zumindest meinen. Doch im Alltag kann es ganz ordentlich klemmen. So beginnen französische Seminare immer zur vollen Stunde; die Deutschen, die fleißigen Musterschüler in Europa, gönnen sich hingegen das “cum tempore”, d.h. sie eröffnen ihre Veranstaltungen eine Viertelstunde später. Als Zeitsparer erweisen sich die Deutschen auch bei den Mittagessen im Kollegenkreis. Wenn für die Franzosen das Mahl mit dem Hauptgang gerade erst richtig in Fahrt gekommen ist, scharren die Deutschen schon nervös mit den Füßen. Während die Franzosen Nachttisch und Kaffee ordern, träumen die Deutschen unruhig von der Rückkehr an ihre geliebten Schreibtische. Dafür aber scheint das Wort “Feierabend” im Französischen nicht zu existieren.

Zu Komplikationen führt auch die Verwendung der Titel. In Deutschland gehört der akademische Grad zur Identität. Er findet sich auf der Visitenkarte, auf der Klingel, auf dem Personalausweis. Je länger der Titel, desto wichtiger ist die Person, deren Namen rechts davon steht. In Frankreich würde man sich mit solchen Zeichen akademischer Exzellenz

eher der Hochstapelei verdächtig machen. Dort gilt: Wer kein Stethoskop bedienen kann, ist kein Doktor. Und dennoch reagieren manche französischen Kollegen beleidigt, wenn – etwa auf einem Tagungsprogramm – die Präsentation des deutschen Kollegen doppelt so lang ist wie die eigene.

Doch schwieriger als die Tücken des Alltags ist es, nicht nur miteinander zu sprechen, sondern sich wirklich zu verstehen. Bei "Le Schwarzes Brett" hält sich das Risiko für Missverständnisse noch in Grenzen. Aber es ist gar nicht so einfach, sich auf "frallemand" auf wissenschaftlichem Niveau über Politik, Gesellschaft, Geschichte und Kultur zu verständigen. Tückisch sind die sogenannten "falschen Freunde" oder "faux amis": Das deutsche Wort "Demonstration" klingt beispielsweise fast so, als müsste man es nur nasal aussprechen, um daraus ein Französisches zu machen. Tatsächlich heißt das französische Pendant aber "manifestation". Wer sich das französische Wort für "Ausstellung" aus dem Englischen erschließt und von einer "belle exhibition" berichtet, macht sich unweigerlich merkwürdiger sexueller Vorlieben verdächtig. Der korrekte französische Begriff heißt übrigens "exposition". Noch schwieriger sind wissenschaftliche Termini, die in beiden Sprachen fast gleich klingen, aber doch unterschiedliche Bedeutungen haben. So bezeichnet der deutsche Begriff "Gewalt" gleichermaßen einen körperlichen Angriff auf eine Person, aber auch die Autorität eines Staates (etwa im Begriff der "Gewaltenteilung"); im Französischen gibt es hingegen zwei Wörter "violence" und "pouvoir". In ähnlich verwirrender Weise kann das französische Wort "homme" im Deutschen gleichermaßen "Mann" wie "Mensch" heißen. Ganz zu schweigen, von den schlechtbeleuchteten Tiefen des philosophischen Vokabulars – von Martin Heideggers "Eigentlichkeit" bis zu Jacques Derridas "différance". Gegen Missverständnisse hilft nur Geduld. Sprechen und Zuhören, Erklären und Diskutieren bis der andere wirklich verstanden hat. Die Sitzungen im Centre Marc Bloch dauern entsprechend manchmal ein bisschen länger. Das ist mühselig, aber auch überaus anregend – und kann sogar süchtig machen.

Das Schwarze Brett des Centre Marc Bloch beweist, dass viele vom Denken und Arbeiten, vom Leben in zwei Kulturen gar nicht genug bekommen können. Es ist übersät mit immer neuen Vortragseinladungen, Colloquiumsprogrammen und Diskussionen. Und dazwischen hängen immer wieder Fotografien von süßen Neugeborenen. Sie heißen "Johann" oder "Jean", "Lea" oder "Léa" und viele von ihnen haben einen französischen Vater und eine deutsche Mutter ... oder umgekehrt. Die deutsch-französischen Beziehungen können also – auch wenn sie ganz schön kompliziert sind – überaus fruchtbar sein.

## Familie in Deutschland

Familienformen in Deutschland 2009



© Statistisches Bundesamt, Wiesbaden 2010

In den frühen 1980er Jahren haben meine Frau und ich in einer Initiative für deutsche und ausländische Familien mitgearbeitet. Damals kam unser erstes Kind zur Welt, und wir hatten regelmäßig Kontakt zu jungen Familien, die aus der Türkei nach Deutschland gezogen waren. In manchen Dingen des Alltags unterschieden wir uns bezüglich unserer Familiensituation nicht wesentlich, aber es gab es auch Unterschiede, die immer wieder Anlass zu Gesprächen gaben: Wir lebten in einer Wohngemeinschaft mit mehreren Freunden, teils Paaren, teils Singles. Wir hatten schon vor unserer Heirat als Studenten dort zusammen gelebt und taten es nun auch mit unserem Kind. Andere Kinder folgten, die Wohngemeinschaft wurde zu groß und teilte sich. Manche Paare heirateten, andere nicht. Alle leben, das ist vielleicht eher ungewöhnlich, heute noch mit ihren Partnerinnen und Partnern von damals zusammen. Ein Paar hat kürzlich im Alter von 60 Jahren geheiratet. Sie waren schon Großeltern.

Dieser studentische Lebensstil der 1970er und 1980er Jahre war nicht nur für unsere ausländischen Freunde fremd, sondern auch für unsere eigenen Eltern. In der Bundesrepublik hatte sich, wie in ganz Westeuropa, seit den 1960er Jahren ein tiefgreifender Wandel vollzogen, der von Soziologen vor allem unter zwei Schlagwörtern gefasst wird: Individualisierung der Lebensstile und Pluralisierung der Familienformen.

### Individualisierung der Lebensstile

Die These von der Individualisierung der Lebensstile besagt, dass traditionelle Wertvorstellungen ihre Bindekraft verlieren und an ihre Stelle eine Vielzahl verschiedener Lebensentwürfe und Lebensformen treten. Dies ist im Bereich der Familie besonders deutlich an dem Wandel der Sexualmoral und den Formen der Eheanbahnung abzulesen. Hier kam es in den 1960er und 1970er Jahren in Westeuropa zu einem tiefen Bruch mit einer Jahrhunderte alten christlichen Tradition: Ob katholisch oder protestantisch – für die christlichen Kirchen war die Ehe bis ins 20. Jahrhundert der einzige Ort legitimer Sexualität gewesen. Vor- und außereheliche Sexualität galt als Sünde. Rechtlich wurde dies als Unzucht bezeichnet. Es war ein Straftatbestand, der auch mit einer weltlichen

auch mit einer weltlichen Strafe belegt wurde. Trotz der allmählichen Entkriminalisierung des vorehelichen Geschlechtsverkehrs in Deutschland seit dem ausgehenden 18. Jahrhundert blieb besonders die Schande eines illegitimen Kindes für Frauen bis ins 20. Jahrhundert ein hartes Schicksal. Erst im Rahmen einer Strafrechtsreform der 1960er Jahre wurde voreheliches Zusammenleben und vorehelicher Geschlechtsverkehr aus der Definition von Unzucht entfernt.

Heute sind in Deutschland voreheliche Sexualität und voreheliches Zusammenleben oder auch dauerhafte nicht-eheliche Partnerschaften bekanntlich nicht nur in studentischen Kreisen die Regel. Über 70 Prozent der Paare, die in Deutschland heiraten, haben bereits vor der Eheschließung zusammengelebt. Das Alter der ersten Sexualkontakte ist ebenfalls deutlich gesunken. Mehr als die Hälfte der Mädchen hatte schon mit 16 Jahren Geschlechtsverkehr, ab 17 Jahren sind es bei Mädchen wie bei Jungen etwa zwei Drittel.

Für das Verständnis der Familienbeziehungen ist wichtig, dass dies heute in der Regel in Kenntnis und mit Duldung der Eltern geschieht, meist auch im Haus der Eltern. Die Einstellung zur Sexualität hat sich nicht zuletzt aufgrund der Verhütungsmöglichkeiten grundlegend gewandelt. Selbst in kirchlich orientierten Elternhäusern gilt die Sexualität unverheirateter Jugendlicher nicht mehr als Sünde. Die Aufsicht besonders über die Mädchen hat sich daher gelockert. Dies hat viel früheren Konfliktstoff aus den Beziehungen zwischen Eltern und Kindern genommen. Kinder wohnen daher heute zum Teil länger und auch lieber mit ihren Eltern zusammen. Die Verbindung zu den älteren Kindern ist heute sehr viel weniger autoritär-hierarchisch, sondern partnerschaftlich.

### Pluralisierung der Familienformen

Die Zahl der Varianten des familialen Zusammenlebens ist in Wirklichkeit gar nicht so groß und so beliebig wie der Begriff Pluralisierung vermuten lässt. Das eingangs erwähnte Leben in Wohngemeinschaften z.B. ist ein Phänomen, das auch heute meist auf eine bestimmte Phase des jungen Erwachsenseins beschränkt ist. Es konzentriert sich in der Regel stark auf ein akademisches Milieu und auf die Studentenzeit. Die meisten Paare mit Kindern ziehen sich irgendwann aus der Wohngemeinschaft in einen Einfamilienhaushalt zurück.

Der Einfamilienhaushalt ist in Deutschland weiterhin die dominante Haushaltsform für das Zusammenleben von Erwachsenen mit minderjährigen Kindern (71%). Im Gegensatz zu vielen anderen Regionen der Welt, war das dauerhafte Zusammenleben verheirateter Paare mit den Großeltern oder anderen verheirateten Geschwistern in gesamt Westeuropa historisch immer die Ausnahme. Die Dominanz der Einfamilienhaushalte ist daher keine neue Erscheinung. Neu ist dagegen, dass immerhin 20% der Familienhaushalte von Kindern mit alleinerziehenden Müttern oder Vätern gebildet werden. Das hängt natürlich mit den hohen Scheidungsraten zusammen.

Ein relativ junges Phänomen ist auch, dass Paare trotz fester Partnerschaft ihre eigenen Haushalte beibehalten, also gar nicht dauerhaft zusammenziehen. Die Zahl der sogenannten Single-Haushalte nimmt zu. Dies steht in Verbindung mit einem nachlassenden Kinderwunsch bei vielen Personen und ist Ausdruck einer allmählich nachlassenden Familien- und Kinderorientierung bei der jüngeren Generation. Generell ist die Bundesrepublik hier in Europa ein Vorreiter. Die Zahl der Kinder pro Frau und pro Ehe ging stark zurück. Die Bundesrepublik ist in Europa heute das Land mit der niedrigsten Geburtenrate.

Diese Pluralisierung der Familienformen kann nicht auf eine einzige Ursache zurückgeführt werden, schon gar nicht ausschließlich auf einen Wertewandel, der erst mit den 1960er Jahren, der Erfindung der ‚Pille‘ oder gar mit den linken Ideen der Studentenbewegung eingesetzt habe. Dieser Prozess fing bereits im 19. Jahrhundert mit der Einfüh-

zung der Zivilehe als rechtlicher Voraussetzung auch für eine kirchliche Eheschließung an. Damit wurden Ehescheidung und Wiederverheiratung prinzipiell erleichtert, aber auch die Frage der Sexualmoral dem Monopol der Kirchen entzogen.

Dazu kam die allmähliche Veränderung der Geschlechterhierarchien seit dem ausgehenden 19. Jahrhundert: die Anerkennung der Gleichberechtigung der Frau in politischer, aber auch in familiärer Hinsicht. Ihr Recht eigenbestimmt über das eigene Vermögen, die eigene berufliche Tätigkeit oder eben auch über die eigene Sexualität entscheiden zu können, hat nicht nur die Binnenstruktur von Familien verändert, sondern bietet Frauen inzwischen auch einen breiteren Spielraum, ein ökonomische eigenständiges und von Eltern wie einem Ehepartner unabhängiges Leben zu führen. Sie müssen nicht mehr heiraten, um vom Elternhaus unabhängig zu werden, und sie sind in der Ehe gleichberechtigt.

### Folgen

Welche Rolle spielt die veränderte Familie für die Menschen in der Bundesrepublik? Wichtig ist, dass man die Veränderung der äußeren Formen des Zusammenlebens nicht mit einer sinkenden Bedeutung sozialer und emotionaler Verbindungen gleichsetzt. Soziologische Untersuchungen haben zum Beispiel gezeigt, dass in der Regel über 70% aller Eltern in der Nähe, d.h. in der Nachbarschaft oder der näheren Region von mindestens einem ihrer Kinder leben. Bei dem Zusammenwohnen in einem Haushalt gibt es ein klares Gefälle zwischen ländlich-katholischen Regionen in Süddeutschland, wo dies am häufigsten vorkommt, und den Städten in den nördlichen neuen Bundesländern, die hier den niedrigsten Wert aufweisen. Aber dort, wo die Werte des Zusammenlebens in einem Haushalt besonders niedrig sind, geben deutlich mehr Eltern an, dass sie in der Nähe wenigstens eines ihrer erwachsenen Kinder wohnen. Familienstatistiken, die sich darauf konzentrieren, ob Eltern und Kinder in einem Haushalt zusammen wohnen, verfehlen die Tatsache, dass sie oft einfach in der Nachbarschaft wohnen.

Zu einem ähnlichen Ergebnis kommt man daher auch bei der Frage nach der Kommunikation zwischen den Familienmitgliedern. In keiner Region haben weniger als 40% der befragten Kinder täglichen Kontakt mit ihren Eltern, mindestens 80% kontaktieren die Eltern ein oder mehrmals im Monat. Eine deutlich geringere Rolle spielt überall, besonders aber in den neuen Bundesländern, der Kontakt zu Geschwistern.

Überraschend ist die hohe Bedeutung von Großeltern. Speziell in Universitätsstädten war die Antwort auf die Frage nach der Kontakthäufigkeit zu den Großeltern so, dass praktisch 100% der Befragten täglich oder mindestens wöchentlichen Kontakt zu den Großeltern hatten. Dies spiegelt vermutlich die Tatsache wider, dass in einem Milieu, in dem die Generation der Eltern sich durch eine besonders hohe Scheidungsfrequenz auszeichnet, den Großeltern eine hohe emotionale Bedeutung zukommt.

Die Familie in der Bundesrepublik hat sich fraglos gewandelt. Aber das, was ihren Kern ausmacht, die emotionalen Beziehungen und die intergenerationelle Solidarität, hat sich dadurch keineswegs verflüchtigt, sondern vermutlich besonders im langfristigen Vergleich eher zugenommen. Zugegeben, viele vor allem jüngere Menschen sehen in der Familiengründung nicht mehr den wichtigsten Sinn ihres Lebens und viele Ehen gehen auseinander und Kinder wachsen in Haushalten auf, die aus verschiedenen Teilfamilien zusammengesetzt sind (Patchworkfamilien). Dennoch bilden die Familienangehörigen für die meisten den wichtigste soziale Rahmen ihres Lebens und die Gruppe, für die man sich selbstverständlich verantwortlich fühlt und um die man sich sorgt.

---

PD Dr. Claire Gantet  
Ludwig Maximilian Universität

## Mit Humor gegen Stereotypen? Deutsch-französische Beziehungen auf dem Prüfstand



Einer Umfrage der Social-Networking-Plattform Badoo vom Juni 2011 zufolge seien die Deutschen das unwitzigste Volk der Welt. Die einfache Frage lautete: Welches Volk kann Mitmenschen am besten zum Lachen bringen, und welches Volk kann dies eben nicht – jedenfalls nicht so gut? Rund 30.000 Antworten kamen weltweit. Die Vereinigten Staaten erhielten mit Abstand (aufgrund der zahlreichen Hollywood-Komödien?) die beste Note. Auf Platz zwei und drei folgten die Spanier und die Italiener, auf Platz fünf die Franzosen, auf Platz sieben – trotz ihres doch renommierten Humors – die Briten. Die Deutschen landeten dagegen auf dem letzten, 15. Platz.<sup>1</sup> Dass die deutsch-französischen Beziehungen besonders intensiv, komplex und nicht immer spannungsfrei sind, ist allgemein bekannt. Dass die deutsch-französische Freundschaft der Banalität ihrer Selbstverständlichkeit erliegen, sondern stets gepflegt und erneuert werden sollte, liegt auf der Hand. Hierfür kann Humor zu Entspannung, Abstand und Verständnis beitragen. Die Beliebtheit der Fernsehserie „Karambolage“ auf dem deutsch-französischen Sender Arte seit zehn Jahren zeigt nicht nur, dass der angebliche humorlose Charakter der Deutschen auch ein in der Geschichte verankerter Stereotyp ist – die Prägung Deutschlands als „Land der Dichter und Denker“ der die in Deutschland besonders gepflegte Dialekte zeigen Vorrat an Humor. Lachen verbindet die Menschen weltweit. Doch es gibt Unterschiede, worüber in den verschiedenen Kulturen gelacht wird. Über was und wie lachen Deutsche und Franzosen?

### Von Karikaturen und humorvollen Sendungen

Im letzten Jahr wurde das 50. Jubiläum des Élysée-Vertrags vom 22. Januar 1963 nachdrücklich gefeiert. Innerhalb 50 Jahren hatte sich die deutsch-französische Freundschaft nicht nur etabliert, sondern auch gefestigt und ausgeweitet. Zahlreiche Städtepartnerschaften sowie Partnerschaften zwischen Schulen und Vereinen sind entstanden. Am 22. Januar 2003, genau 40 Jahre nach der Unterzeichnung des Élysée-Vertrags, fand das erste Treffen des Deutsch-französischen Ministerrates statt. Im Jahre 2013 gaben die beiden Regierungschefs eine Absichtserklärung ab, die als Ziel eine doppelte Staatsbürgerschaft für Deutsche und Franzosen anstrebt, sowie Harmonisierung des Familien-

Harmonisierung des Familien- und Zivilrechtes hat. Die ‚Erbfreundschaft‘ hat dennoch zahlreiche Schattenseiten und Hindernisse. Die tägliche Staatsführung und die Wirtschaftspolitik zeigen erhebliche Divergenzen auf, die Dynamik des Jugendaustauschs scheint etwas erschöpft und die Erlernung der Nachbarsprache wird nicht mehr angestrebt. Im Hintergrund dieser gemischten Bilanz würdigten viele Städte das 50. Jubiläum des Elysée-Vertrags mit Ausstellungen über die Karikaturen zur deutsch-französischen Politik<sup>2</sup>.

Seit zehn Jahren erfreut sich die Arte-Sendung „Karambolage“ besonderer Beliebtheit. Konzipiert von der französischen Filmemacherin Claire Doutriaux, in der wöchentlich deutsch-französische Eigenarten auf humorvolle Art und Weise vorgestellt und erklärt werden. Innerhalb wechselnder Rubriken („der Gegenstand“, „das Wort“, „der Brauch“, „das Symbol“ etc.) werden dem Zuschauer mittels Graphiken, Animationen und Spielszenen jeweils unter dem Blickwinkel des Fremden etymologische und kulturelle Zusammenhänge oder Unterschiede der deutschen und französischen Alltagskultur nahegebracht. Abschließend wird ein kurzes Video betitelt „Das Rätsel“ gezeigt, bei dem der Zuschauer herausfinden muss, ob es in Deutschland oder Frankreich gedreht wurde. „Karambolage“ erreicht durchschnittlich 80 000 Zuschauer in Deutschland und 500 000 Zuschauer in Frankreich. Aufgrund des unterschiedlichen Ausbaus der Fernsehlandschaft wird nämlich Arte insgesamt weniger in Deutschland als in Frankreich geschaut<sup>3</sup>.

Die große Arte-Dokumentationsreihe in zehn Folgen „Geliebte Feinde. Die deutschen und die Franzosen“, die im Dezember 2013 die Geschichte der Deutschen und der Franzosen seit dem Mittelalter schilderte, griff ebenfalls auf das Lachen auf. Die historischen Szenen (Archivbilder oder Computergesteuerte Animationen) wurden regelmäßig von Szenen von zwei Kabarettistinnen unterbrochen. Antonia de Rendinger als Verkörperung von Marianne und Annette Friers als Personifikation von Germania sollten sich einen frechen Schlagabtausch liefern und offene Widersprüche aussprechen – „politisch völlig unkorrekt. Aber mit viel Witz und Ironie“<sup>4</sup>.

In den drei Fällen trägt der Humor zur besseren Kenntnis des Nachbarn. Er ermöglicht gleichzeitig eine spielerischen Unparteilichkeit gegenüber den Bräuchen, Traditionen, Bezügen und Vorstellungen des Nachbarn. Dadurch führt er den Zuschauer, seine eigenen Werte, Verhaltensmodi und Vorstellungen zu hinterfragen.

### Vom Umgang mit Humor

Die Verquickung von Politik und Fiktion, die groteske oder amüsierte Darstellung eigener oder fremder Eigenarten haben eine ebenso verlockende wie ambivalente Kraft, die viele Traditionen und Vorstellungen in die Schwebel halten kann. Humor kann Politik und Engagement verstärken, aber nicht ersetzen.

Stand 17.10.2014

<sup>1</sup> Vgl. Die Welt, 9.06.2011, <http://www.welt.de/kultur/article13421700/Die-Deutschen-sind-die-unwitzigste-Nation.html>. Sämtliche Links abgerufen am 17.10.2014.

<sup>2</sup> <http://www.institutfrancais.de/sachsen-anhalt/agenda-1182/arts-plastiques-1183/50-jahre-deutsch-franzosiche,26095.html?monat=05&jahr=2013>

<sup>3</sup> <http://www.arte.tv/de/die-karambolage-minute/6778528,CmC=6897500.html>

<sup>4</sup> <http://www.zdf.de/zdfinfo/geliebte-feinde-30559926.html>, <http://geliebtefeinde.arte.tv/de/>

---

# Typisch deutsch – ein Blick auf Eigenarten des deutschen Familienlebens, der Kindererziehung und Ihre Entstehungsgeschichte



SYMPOSIUM 2015

1.

Was könnte typisch deutsch sein, wenn es um Familie und Erziehung geht? Bekanntlich lassen einen regelmäßig vor allem die Fragen verzweifeln, die auf den ersten Blick völlig harmlos erscheinen. Sie bringen einen in das Dilemma, eigentlich unhöflich werden zu müssen. Diese Frage kann doch nicht wirklich ernst gemeint sein! Wer so fragt, will eigentlich etwas anderes über einen herausfinden! Endlich: Will man solche Fragen ernsthaft beantworten, wären erst ein paar Gegenfragen zu stellen – was man ja eigentlich nicht tun darf, wenn man ordentlich erzogen ist:

Die erste Gegenfragen würden wohl lauten: Was ist denn überhaupt Erziehung? Und was ist eine Familie, wer gehört zu dieser? Die Antworten fallen gar nicht so eindeutig aus, übrigens weder in Deutschland noch in den Ländern und Gesellschaften, aus welchen Menschen in dieses Land einwandern. Die Schwierigkeit beginnt schon damit, dass die einschlägigen Begriffe sich keineswegs linear übersetzen lassen; die Bedeutung des deutschen Worts *Erziehung* entspricht eben keineswegs der des englischen Ausdrucks *education*, um von dem schönen Wort *Bildung* ganz zu schweigen, das sprachliche Äquivalente nur in der finnischen und russischen Sprache hat. Und schlimmer noch: in Deutschland selbst wird der Ausdruck *Bildung* keineswegs mehr durchgängig so gebraucht, wie er vor rund zwei Jahrhunderten gleichsam eingeführt wurde und seitdem normativ hoch bewertet wird. Bildung galt damals als eine Eigenschaft von Personen, die sich mit der Welt auseinander gesetzt und so zu einer eigenen, individuellen, unverwechselbaren Form der gleichermaßen vernünftigen, moralischen und ästhetisch anspruchsvollen Lebensführung gefunden hatten – in einem solchen Sinne kann eine jede und kann ein jeder Bildung für sich gewonnen haben. Das klingt immer noch verlockend, obwohl heute meist ganz prosaisch als Bildung verstanden wird, dass jemand einen möglichst hohen Schulabschluss erreicht hat. Nicht anders der Begriff der Familie: Manche denken mit an den großen Verband aller Verwandten und Verschwägerten, andere stellen sich die Kernfamilie vor, Vater, Mutter und Kinder. Wieder andere sehen auch Alleinerziehende mit ihren Kindern als Familie an, endlich gibt es nicht wenige, die sogar ihre Haustiere zur Familie rechnen.

Immerhin: Letztlich wird man sich vielleicht doch darauf einigen können, dass Erziehung grundsätzlich bedeutet, Kindern einen Lebenszusammenhang zu sichern, in welchem sie in ihrer ursprünglichen Bedürftigkeit versorgt, nämlich vor Angriffen geschützt, umfassend ernährt und gereinigt werden, Zuwendung und Aufmerksamkeit erhalten, um einerseits die Regeln einer Gesellschaft und ihrer Kultur erwerben und um andererseits ihre Eigenart und Besonderheit soweit ausbilden zu können, wie dies in einer Gesellschaft erwartet wird; Erziehung ist also stets eine gemeinsame Praxis von Menschen, die als schon erwachsen gelten, und solchen, die noch heranwachsen, in ihrer Existenz durch die Entwicklungsaufgabe bestimmt sind. Eine gemeinsame Praxis, an die sich dann alle Beteiligten erinnern – und eben diese Erinnerung bestimmt dann das weitere Leben (übrigens auch der Erwachsenen selbst, die selten vergessen, was sie mit ihren Kindern erlebt haben). Hört sich alles vielleicht kompliziert an, gelingt aber in der Mehrzahl der Fälle so, dass am Ende viele sagen: Eigentlich wurden wir von unseren Eltern gar nicht erzogen. Das erscheint ein wenig paradox, macht aber wohl die Grundtatsache des Geschehens aus, allzumal wenn es einigermaßen glücklich verlaufen ist. Und Familie: Vermutlich ist es mit Familie gar nicht so anders: Als Familie wird eine gemeinsame Praxis erlebt und erinnert, die von den Beteiligten als ihre Familie bezeichnet wird; ob und wie weit die daran Beteiligten miteinander unmittelbar verwandt sind, spielt keine wirklich so wichtige Rolle, fast überall zeigt sich, dass Menschen zu Familien gerechnet werden, die „irgendwie“ dazu gehören.

Doch ganz wird man sich mit diesen Antworten nicht begnügen, will man wissen, was Erziehung und Familie ausmacht. So liegt das Problem dann doch darin, dass man für die Antworten auf ein paar sozialwissenschaftliche Einsichten zurückgreifen muss. Sie aber machen die Angelegenheit ein wenig komplizierter, weil sich die Aufmerksamkeit darauf richten muss, worin eigentlich die die sozialen und pädagogischen Tatsachen bestehen, die eine Gesellschaft als solche tatsächlich auszeichnen – und zwar jenseits dessen, wie die Menschen sich im Verhältnis der Generationen vornehmen, was ihnen im unmittelbaren und familiären Lebenskontext *subjektiv* wichtig erscheint, übrigens sogar noch ganz unabhängig davon, wo sie herkommen. Die Aufmerksamkeit müsste sich also eigentlich darauf richten, was die *objektiven* gesellschaftlichen Tatbestände sind, die sich jenseits der subjektiven Hoffnungen und Erwartungen dann durchsetzen und das pädagogische Geschehen bestimmen. Doch selbst hier darf man nicht so ganz sicher sein, ob die Befunde wirklich taugen: In den letzten Jahrzehnten hat sich das Verhältnis zwischen Politik, Öffentlichkeit sowie Medien und Wissenschaft deutlich verändert; wissenschaftliche Erkenntnis gehorcht politischem Druck, möchte zudem in der Öffentlichkeit mit ihrer Expertise präsent sein. Geht es um Erziehung oder Bildung werden sehr schnell dann die politischen und öffentlichen Erwartungen nicht nur zum Thema der Wissenschaft (etwa auch durch Auftragsforschung), sondern durch diese auch legitimiert, während kritische und alternative Positionen kaum mehr zu Wort kommen. Um ein Beispiel zu nennen: Weil es politisch so gewollt wird, favorisiert die öffentliche Debatte heute eine schon früh, also für Kinder ab dem zweiten Lebensjahr einsetzende Ganztagsbetreuung. Abgesehen davon, dass Betreuung noch lange nicht bedeutet, dass Kinder diese auch als eine gute Erziehung erleben, in der sie in ihrer Individualität und in ihrer Selbständigkeit unterstützt und gefördert werden, abgesehen auch davon, dass in den Kinderkrippen und Kindertagesstätten nur selten eine gute und beständige Bindung entstehen wird, weil die Personalfluktuation außerordentlich hoch ist, wird meist übersehen, dass und wie die wichtigsten Dimensionen des Aufwachsens kleiner Kinder vor allem in familiären Kontexten gewahrt sind. Die Forschungsergebnisse sind hier ziemlich eindeutig, während erstaunlicherweise die ebenfalls bekannten Risiken früher institutioneller Unterbringung nur selten öffentlich oder von Wissenschaftlerinnen angesprochen werden. So gibt es deutliche Hinweise darauf, dass fast die Hälfte aller Kinder und Jugendlichen gar nicht so glücklich in Gruppenzusammenhängen sind, in welchen sie – wie in Kindergarten oder Schule – mehr oder weniger zwangsweise dann möglicherweise den ganzen Tag verbringen wollen; das ist problematisch schon deshalb, weil die Ganztageseinrichtungen in Deutschland den Kindern und Jugendlichen

keine Rückzugsmöglichkeiten eröffnen. Die Bauvorschriften sehen dies nicht vor, zudem verlangt die so genannte Aufsichtspflicht, dass Erzieherinnen oder Lehrerinnen die Kinder ständig im Blick haben. Wann immer es um Erziehung geht, hat man eigentlich mit Glaubenssätzen zu tun, weniger hingegen mit einer differenzierten Debatte. Im Gegenteil: die Auseinandersetzungen sind an Absurdität zuweilen kaum zu überbieten.

2.

Eine - wie Paul Watzlawick solches Wissen genannt hätte - Gebrauchsanleitung für Deutschland in Sachen Erziehung und Familie fehlt jedenfalls. Das hat viele Gründe, vielleicht kann es ein solches Wissen spezifisch für Deutschland gar nicht geben - vieles, was einem zum Thema einfällt, begegnet in anderen Ländern ebenso, wenn nicht sogar in stärkerem Maße: Feindlichkeit gegenüber Zuwanderern, Angst vor Fremden, vor den Anderen, massive Ablehnung sind in Deutschland verbreitet, aber man kennt sie in wenigstens gleichen Ausmaß aus England oder Frankreich, wo der front national zu den großen Parteien längst aufgeschlossen hat. Die Diskussionen um Sarrazin haben gezeigt, dass Warnungen vor den kopftuchtragenden kleinen Mädchen schnell als Unsinn zurückgewiesen werden. Gleichwohl gilt ein etwas widersprüchlicher Sachverhalt:

*Zum einen* könnte es nämlich sein, dass Erziehung, Familienerziehung insbesondere im Vergleich der Gesellschaften und Kulturen sich gar nicht so unterscheiden. Erziehung stellt - wie eingangs angedeutet - eine universell anzutreffende Praxis dar, sie unterscheidet sich nur insoweit, als mit der Komplexität von Gesellschaften und Kulturen die Aufmerksamkeit für die Erziehung wächst. Es handelt sich also um anthropologische Aufgaben und Themen, wie sich übrigens noch daran erkennen lässt, dass in allen Gesellschaften der Welt Eltern stets das Beste für Ihre Kinder wünschen und wollen. Selbst verzweifelte Flüchtlinge haben fast immer die Hoffnung, dass es ihren Kindern einmal besser gehen möge als den früheren Generationen. Good parenting lautet der englische Ausdruck dafür, Eltern unterscheiden sich nirgends in diesem Wunsch, gute Eltern für erfolgreiche Kinder zu sein - selbst wenn ihnen dies nicht immer und sogar zunehmend weniger gelingt, meistens weil die sozialen Umstände sie darin hindern. Gleichwohl: Gute Eltern zu sein, das ist ein wichtiges, wenn nicht das zentrale Motiv all jener, die Kinder haben. So darf es weder überraschen, wenn gegenwärtig Tausende von Familien auf der Flucht vor Verhältnissen sind, in welchen Eltern Angst um das weitere Leben ihrer Kinder haben; noch darf man übersehen, dass unter den vielen unbegleiteten minderjährigen Flüchtlingen junge Menschen sind, deren Eltern ihnen eine gute Zukunft sichern wollen, indem sie ihnen die Flucht in ein anderes Land ermöglichen. Sie wollen gute Eltern sein. Und weil dieses Motiv so stark ist, kommen weltweit Menschen mit Kindern fast immer gut ins Gespräch miteinander. Wer Kinder hat, kennt die guten und die schlechten Situationen mit Kindern - und kann sich darüber austauschen. So gesehen sind die Kinder die besten Diplomaten oder Integrationspartner, wobei meist noch die Mütter eine wichtige Rolle spielen.

So widersprüchlich das nun klingt: *Zum anderen* sollte man jedoch vorsichtig sein mit der Vorstellung, dass es überhaupt typisch deutsche Eigenarten gibt, die sich im pädagogischen Denken und Handeln niederschlagen könnten. Verallgemeinerungen sind in einem Land ziemlich schwierig, das von deutlichen Unterschieden zwischen dem Norden und dem Süden, dem Westen und dem Osten geprägt ist; Spuren langer Geschichten, die bis in das Mittelalter zurück reichen, und kurzer Geschichte überschneiden sich, so etwa die Differenz zwischen der alten, westdeutschen BRD und der ostdeutschen DDR. Zudem zeigen sich bis heute in Deutschland sozial- wie mentalitätsgeschichtlich Spuren seiner kleinstaatlichen Vergangenheit und der damit verbundenen Religionszugehörigkeiten. Als Nationalstaat existiert Deutschland erst 1871, vorher gab es hunderte Kleinstaaten, die sich nicht nur in ihrer Religionszugehörigkeit unterschieden haben. In protestantischen Regionen waren Fragen der Erziehung und der Schulbildung wichtiger als in katholischen. Zudem haben sich die jeweiligen Landesfürsten ganz unterschiedlich pädagogisch engagiert, manche Schulgründung vergangener Jahrhunderte zählt heute noch

zu den herausragenden pädagogischen Einrichtungen. Diese „langen Geschichten“ wirken vielfach nach: Es kann wichtig sein, ob in einer Region früh die Industrialisierung einsetzte, die Menschen und Arbeitskräfte aus anderen Ländern angezogen hat – wie dies im Ruhrgebiet der Fall war. Oder ob ein Land agrarisch geprägt war und sich lange gegen Zuwanderung gesperrt hat; Erziehung und Bildung spielten dann lange keine große Rolle, weil sich die Welt nur wenig verändert hat – so etwa in Teilen Bayerns, wo zumindest im Süden erst vor wenigen Jahrzehnten die Modernisierung eingesetzt hat.

Endlich. Wenn es schon nicht das typisch Deutsche oder die Deutschen schlechthin gibt, wie es das eigentlich mit den Zuwanderern? Vermutlich sollte man auch gegenüber Verallgemeinerungen bei diesen extrem vorsichtig sein. Als vor mehr als fünfzig Jahren „Gastarbeiter“ aus Italien nach Deutschland geholt wurden, war diese allerdings typischen Lebensbedingungen ausgesetzt, die oft genug unwürdig waren; man rief Arbeiter, aber Menschen kamen, notierte Max Frisch. Menschen aus ganz unterschiedlichen Regionen, mit eigenen, individuellen Lebenserfahrungen und Lebensgeschichten. Das gilt für jede Zuwanderungsgruppe, so dass man besser nicht von den Migranten schlechthin spricht, insbesondere auch im Blick auf ihre Erwartungen an Erziehung und Unterricht.

3.

Nimmt man nun die Entwicklungen der jüngeren Zeit in den Blick, dann zeigen sich doch einige entscheidende Veränderungen in der Gesellschaft Deutschlands; sie begegnen fast überall, man sollte sie kennen, um zu wissen, worauf man sich als Neuankömmling in diesem Land einlässt:

- Die erste Veränderung vollzieht sich zwar schleichend, sogar schon seit fast einem Jahrhundert. Sie wird aber jetzt im Alltag sichtbar: Deutschland unterliegt dem Demographischen Wandel, die Menschen leben länger und werden älter, die Zahl der Kinder und Jugendlichen geht zurück. Dies gilt ganz besonders in Ostdeutschland, wird aber in manchen Regionen Westdeutschlands ebenfalls sichtbar, schlägt sich dort vor allem darin nieder, dass größere Städte wachsen, dörfliche Regionen und Kleinstädte buchstäblich aussterben. Ein Nebeneffekt der Entwicklung besteht nun darin, dass in den „Gewinnerregionen“, dort also, wo die Bevölkerung zunimmt, die Preise für Wohnungen deutlich ansteigen – mit dem Effekt, dass die ärmere Bevölkerung kaum mehr kostengünstig angemessenen Wohnraum findet. Das trifft häufig Zuwanderungsfamilien.

Hinzu kommt: In Westdeutschland stammen junge Menschen sehr häufig aus Zuwanderungsfamilien, in manchen Regionen bewegt sich ihr Anteil schon bei rund 80 Prozent der jungen Menschen. Damit entsteht jedoch gelegentlich eine heikle Situation: Ältere Menschen sind – um es vorsichtig zu formulieren – nicht unbedingt kinderfreundlich, in Deutschland schon gar nicht, wobei in früheren Jahrzehnten tatsächlich massive Kinderfeindlichkeit verbreitet war: *Fußballspielen auf dem Rosen verboten, Eltern haften für ihre Kinder* – solche Schilder waren häufig anzutreffen, für Kinder und Jugendliche eigentlich ziemlich unverständlich. Heikel ist diese Situation, weil nun Verhaltensweisen, die alterstypisch für Kinder und Jugendliche sind, schnell mit dem Status der Migranten verbunden werden. Wenn junge Menschen laut sind, wenn sie in Gruppen herumlungern und – ich bitte den Ausdruck zu entschuldigen – „Scheiß machen“, Erwachsene schräg anreden oder sich sogar delinquent verhalten, wird dies schnell mit der Herkunft aus einem anderen Land erklärt. Nur: diese Erklärung ist schlicht falsch, vielmehr hat man zu tun mit Handlungen, die zur Lebenssituation von Kindern oder Jugendlichen einfach dazu gehören, Delinquenz ist in der Pubertät völlig normal, entwicklungspsychologisch könnte man sogar sagen, dass Jugend ohne Abweichung oder dem Bruch von Normen eher problematisch ist.

- Dann wird meist eine zweite Veränderung übersehen: Typisch deutsch? Das ist in der sozialen und pädagogischen Wirklichkeit kein großes Thema mehr. Wer nach Familie und Erziehung in Deutschland fragt, muss sich nämlich darüber im Klaren sein, dass – so der Befund des 14. Kinder- und Jugendberichts – mehr als die Hälfte der Minderjährigen aus Familien stammt, die – wie das so schön heißt – Migrationshintergrund haben. Längst bestimmen also ganz unterschiedliche Traditionen und Lebensgeschichten, was als deutsch im pädagogischen Zusammenhang gelten kann; Typisch deutsch ist dann eher typisch deutsch-italienisch, deutsch-griechisch, deutsch-türkisch oder deutsch-russisch, um nur ein paar Kombinationen zu nennen.

Interessant ist allerdings ein Phänomen: Geht es um Familie und Erziehung, wirken Zuwanderungsfamilien traditioneller und konservativer als die vorgeblich einheimischen Familien – von „vorgeblich einheimisch“ muss deshalb gesprochen werden, weil viele ihre frühere Wanderungsgeschichte vergessen oder verdrängt haben, zudem spätestens nach zwei Generationen die Unterschiede wenigstens in den pädagogisch relevanten Zusammenhängen fast völlig verschwunden sind; symptomatisch dafür ist, wie sich die Geburtenzahlen in den Familien rasch dem in Deutschland üblichen niedrigen Niveau anpassen. Nicht einfacher wird die Sache dadurch, dass es in Deutschland manchmal ziemlich schwierig ist, überhaupt über Familie zu reden: Auf der einen Seite wünschen sich besonders junge Menschen eine gute Familie, vertrauen ihren eigenen Eltern und wollen selbst eine Familie gründen; vielen gelingt das aber nicht, weil die beruflichen Anforderungen es kaum zulassen, Kinder zu haben, zumal häufig Großeltern und Verwandte als Helfer ausfallen. Auf der anderen Seite lehnen vor allem akademisch ausgebildete Frauen (und zunehmend Männer) Familie als überholtes Lebensmodell ab, wollen nur noch zusammenleben oder verzichten ganz auf eine Familiengründung. Aber auch in diesem Punkt sind die Befunde nicht eindeutig, weil offensichtlich hochqualifizierte Frauen den Zeitpunkt der Familiengründung nach hinten verschieben; die mediale Aufregung um das sogenannte „social freezing“ ist ein Indikator für diese Entwicklung, zeigt allerdings auch an, dass und wie biologische Grenzen dazu führen können, dass die Zahl der Kinder dann abnimmt.

- Zudem darf man nicht übersehen, dass und wie sich die deutsche Gesellschaft im letzten Vierteljahrhundert dann doch ziemlich radikal verändert hat; Historiker und Soziologen sprechen sogar von einer nachholenden Modernisierung, zumindest aber von einem Modernisierungstau, durch den sich die deutsche Gesellschaft bis in die neunziger Jahre des 20. Jahrhunderts von den USA, England und Frankreich unterschieden habe. Ob dieses Urteil wirklich zutrifft, darüber lässt sich streiten, zumal sich bei näherer Betrachtung regelmäßig zeigt, dass und wie in Deutschland noch eher eine sozial- oder wohlfahrtsstaatliche Absicherung bestand, die erst in den neunziger Jahren unter den Druck der Ideologie des sogenannten Neoliberalismus geraten ist – der schließlich auch entscheidend zur Finanz- und Wirtschaftskrise des letzten Jahrzehnts beigetragen hat.

Ein wichtiges Datum in der deutschen Entwicklung ist jedoch zunächst die Wiedervereinigung, bei der nun vielleicht zusammen wächst, was aber nur noch bedingt zusammen gehört; ältere Deutschen im Osten denken und handeln anders als die im Westen, insbesondere wenn es um Zuwanderer geht. Sie haben mehr Angst vor Zuwanderern, obwohl in Ostdeutschland viel weniger Migranten leben. Oder: weil in Ostdeutschland viel weniger Migranten leben und daher Erfahrungen mit diesen fehlen. Jüngere Untersuchungen haben gezeigt, dass im Osten diese Irritation durch vorgeblich „Fremde“ kaum zurück geht und weiterhin massive Ängste vor „Ausländern“ bestehen, während im Westen längst Offenheit für interkulturelle Begegnung besteht – vermutlich, weil es sehr viel mehr junge Menschen aus anderen Gesellschaften und Ländern gibt. Wer im Kindergarten und in der Schule gemeinsam aufwächst, hat weniger Schwierigkeiten miteinander; man kennt sich einfach,

lebt miteinander, vor allem wissen die Eltern, wie sehr sich die Lebenssituationen mit Kindern und Jugendlichen gleichen; Trotzphasen oder Pubertät – sie kommen in allen Kulturen und Gesellschaften vor, treiben überall Familien in den Wahnsinn. Das eint Eltern.

Als ein kritischer Punkt erweist sich jedoch immer wieder, wenn Menschen aus unterschiedlichsten Regionen zuwandern, die zuweilen selbst in Konflikten miteinander leben; manche Auseinandersetzung wurzelt also gar nicht darin, dass sich Zuwanderer und deutsche Bevölkerung nicht verstehen, sondern Zuwanderer Kontroversen aus ihren Heimatländern mitbringen. Allerdings: insbesondere bei Flüchtlingen versagen die deutsche Politik und die Verwaltung, weil sie zuweilen Menschen zu einem Zusammenleben zwingen, das sie noch nicht ertragen können; wer eben aus seiner Heimat geflohen ist, wird nicht auch noch die eigene Kultur preisgeben oder mit jemandem zusammen leben wollen, der selbst zu einer anderen Konfliktpartei gehört hat.

- Verändert hat sich die deutsche Gesellschaft auch, weil nun eben nach der Wiedervereinigung ein Prozess der Modernisierung sich durchgesetzt hat. In diesem sind neue Sozialisationsbedingungen entstanden. Die Lebensbedingungen haben sich massiv verändert, Stichworte wie *Risikogesellschaft* oder *Multioptionengesellschaft* deuten das schon länger an, man könnte allerdings auch von einem *entfesselten Kapitalismus* sprechen, der zunehmend weniger durch sozialstaatliche Sicherheiten eingedämmt wird. Insbesondere die jüngeren neoliberalen Entwicklungen sollten in ihren Effekten nicht unterschätzt werden, die sie auf Familie und Erziehung haben: Verlängerte Arbeitszeiten beispielsweise, der gesellschaftlich und kulturell erzeugte Zwang zur Berufstätigkeit wirken sich nachteilig auf Familien aus, Unsicherheit und Ungewissheit bestehen nicht nur in materieller Hinsicht, sondern auch bei den Lebens- und Wertvorstellungen, die Eltern ihren Kindern weitergeben möchten. Zugleich breitet sich zunehmend Konkurrenzdruck unter Eltern aus: Die Sorge umeinander und füreinander weicht der Vorstellung, dass sie ihre Kinder für die Zukunft optimieren müssen; sie sollen „fit“ werden. Dazu gehört, dass sie besser als die anderen sind – eine Ellbogengesellschaft breitet sich aus, Solidarität schwächt sich hingegen ab.

Verschärft haben sich also die sozialen Unterschiede, Armut und Desintegration sind zu einem herausragenden Thema geworden, wobei ganze Bevölkerungsgruppen stigmatisiert und ausgegrenzt werden. Beispielhaft steht dafür die Debatte um die sogenannten „Unterschicht“, aber auch andere Begriffe denunzieren, so der von der *sozial schwachen Familie* oder der von der *bildungsfernen Familie*. Zwar gibt es Streit darüber, ob die Definition von Armut wirklich sachgerecht ist, dennoch hat eine Studie des Paritätischen Wohlfahrtsverbandes kürzlich gezeigt, dass fast zwölf Millionen Menschen in Deutschland schon arm sind oder von Armut bedroht. Das schafft eine massive Unsicherheitssituation und schürt Ängste vor anderen Menschen. Das gilt ebenso für die Zunahme prekärer Arbeitsverhältnisse: Das sogenannte deutsche Jobwunder der letzten fünfzehn Jahre hängt entscheidend damit zusammen, dass die Zahl schlecht bezahlter, oft nur befristeter Arbeitsverhältnisse zugenommen hat; man spricht längst von den *working poor*, von den arbeitenden Armen, die von ihrem Einkommen nicht mehr leben können, manche sehen die Betonung von Arbeit als Lebensform inzwischen als gefährlich und überholt an. Letztlich dominiert eine Lebensform der toten Arbeit, zumal in Deutschland zugleich ein allerdings traditionelles und überkommenes Arbeitsethos herrscht. Das bekommen die besonders zu spüren, die mit unsicheren Arbeitsverhältnissen zu tun haben: Wer nicht arbeitet, gilt oft als wertlos oder sogar als unverschämt, selbst wenn sie oder er Kinder haben. Besonders verschlechtert hat sich die Situation für jene, die immer schon in schlecht bezahlten Jobs beschäftigt waren; sie konnten früher meist Hoffnung haben, bald wieder – erneut: schlecht bezahlte – Arbeit zu finden. Inzwischen können sie damit

nicht mehr rechnen, erfahren sich als überflüssig und nutzlos. Familien, Alleinerziehende sind davon besonders betroffen.

Die integrative Kraft der deutschen Gesellschaft schwächt sich dabei insgesamt ab, offensichtlich teilt sich die Gesellschaft in eine Vielzahl von Milieus, die sich oft voneinander abgrenzen. Zugleich wirken sich Individualisierungsprozesse aus, die sich nicht zuletzt in den pädagogischen Präferenzen niederschlagen. Insofern wird die Gesellschaft zwar bunter, aber auch unübersichtlicher. So gilt erneut: typisch deutsch gibt es gar nicht mehr, man orientiert sich eher an den sozialen und kulturellen Milieus, in welchen man sich bewegt. Der junge deutsche Rapper kommt allerdings besser mit dem türkischen Rapper aus als mit einer Jugendlichen aus Russland, die klassische Musik liebt. Zudem gehen die großen Sozialisationsagenturen verloren: Viele Deutsche haben inzwischen Mühe zu verstehen, wenn für Familien oder junge Menschen Religion und Kirchen wichtig sind; man kann vermuten, dass ein Teil der Ablehnung des Islam eben darin gründet. Deutsche können sich nicht mehr vorstellen, dass der Glauben eine wichtige Rolle im Leben von Menschen spielt und stehen argwöhnisch jenen gegenüber, für die das noch der Fall ist. So gesehen, sollte man wahrscheinlich gar nicht über Religion diskutieren. Die Zugehörigkeit zu einem Sportverein verliert an Bedeutung, wie insgesamt die Vereine nicht mehr das soziale Gewicht haben, das ihnen in der Vergangenheit zugekommen ist; für das Aufwachsen von Kindern sind Kirchen und Vereine aber immer wichtig gewesen, neben den Familien, neben der Schule. Immerhin: Sport bleibt ein großes Thema: Wer mit Deutschen ins Gespräch kommen will, sollte sich vorher über Fußball kundig gemacht haben. Schwierig wird es nur, wenn die Gesprächspartner den einen oder den anderen Verein nicht mögen: *Bayern München oder Borussia Dortmund* – man darf sich besser keinen Fehler erlauben. Dennoch zählt das Engagement in Vereinen oder Verbänden; im ländlichen Raum kommen junge Menschen wahrscheinlich am Schnellsten an, wenn sie der Freiwilligen Feuerwehr beitreten.

- Hinzu kommt, dass das Erziehungs- und Bildungssystem Deutschlands sich in den letzten fünfzehn Jahren grundlegend geändert hat; Kinderkrippen und vor allem Kindergärten werden „normal“ für das Aufwachsen – notabene – aller jungen Menschen, die weiterführenden Schulen arbeiten mit Ganztagsangeboten, auch die Hochschulen verändern sich. Auch hier gelten nicht mehr die Vorstellungen, die einmal als typisch deutsch bezeichnet wurden – dabei ist noch völlig offen, wo diese Entwicklung hingehen wird, allzumal im Hochschulsystem zeichnet sich ab, dass sie eher desaströs verläuft. Als typisch deutsch galt dereinst, dass Kinder im familiären Kontext aufwachsen, im Zusammenhang auch des Verwandtschaftensystems. Wie so oft bei sozialen und kulturellen Stereotypen muss man historisch und sozial jedoch differenzieren: Die sogenannte Kleinfamilie, die gerne als Ideal bezeichnet wird, war vor allem in der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts anzutreffen, vorher in bürgerlichen Haushalten, kaum in solchen der Arbeiterklasse. Gleichwohl: das erweiterte Verwandtschaftensystem hat immer eine große Rolle gespielt, tritt heute nicht zuletzt aufgrund des demographischen Wandels in den Hintergrund. Die Pointe der Angelegenheit habe ich schon angedeutet: Das Ideal des familiären Zusammenhangs wird heute eher in den Migrantenfamilien gelebt – man kann das längst an jedem Wochenende an den öffentlichen Grillplätzen beobachten, bei Flüchtlingen wird es insbesondere sichtbar, weil für diese der familiäre Zusammenhang geradezu ein Überlebensmittel war.

Trotz aller Ausrichtung an institutioneller und professioneller Erziehung muss man freilich festhalten, dass die Verantwortung der Eltern für Erziehung und geradezu eine Verpflichtung zu dieser sogar eher zugenommen hat. Ob Kindergarten oder Schule – es wird regelmäßig erwartet, dass die Kinder in den Familien schon für diese vorbereitet werden; übrigens weniger liebevoll und großzügig, sondern möglichst mit viel Nachdruck.

4.

Nüchtern betrachtet geht also Einiges ganz schön durcheinander in Deutschland, so dass es eher schwer fällt zu sagen, was typisch deutsch ist, wenn es um Erziehung und Familie geht. Dennoch, allzumal mit einem kleinen Blick auf die Vergangenheit:

Vermutlich entscheidend und schon fast einzigartig ist wohl der Stellenwert, der überhaupt den pädagogischen Fragen in Deutschland zugemessen wird. Das hat eine lange Tradition, die zunächst eng mit dem Protestantismus zu tun hat; immerhin hat Luther den Begriff der *Erziehung* in den öffentlichen deutschen Sprachgebrauch eingeführt, zudem besteht ein enger Zusammenhang zwischen dem im Protestantismus geforderten unmittelbar persönlichen Verhältnis zu Gott und dem damit entstandenen Zwang sich als Person streng zu kontrollieren und zu disziplinieren, aber eben auch durch intensive Lerneranstrengungen gottgefällig zu leben. Das macht übrigens eine Dimension von Innerlichkeit aus, die bei allen berechtigten Vorbehalten gegenüber diesem Konzept doch maßgebend für die eigene Lebensführung ist: es geht darum, den Anstoß zur Selbsterziehung zu geben. Doch haben sich schon immer – sehr kluge – Spötter über die ihnen dann allerdings typisch deutsche Neigung lustig gemacht, pädagogische Fragen in den Mittelpunkt zu stellen: Johann Friedrich Herbart, der Begründer einer modernen wissenschaftlichen Pädagogik, meinte einmal bissig, wenn es überhaupt angeborene Ideen gäbe, müssten es wohl die pädagogischen sein – andernfalls lasse sich nicht erklären, dass in Sachen Pädagogik alle und dauernd mitreden. Jean Paul (Friedrich Richter), der mit seinem Erziehungsroman *Levana* für Furore sorgte, vermutete, dass die Deutschen wohl lieber auf politisches Denken und Handeln verzichten, um andere zu erziehen. Und nicht wenige behaupten, dass das Bürgertum im 19. Jahrhundert seine politische und wirtschaftliche Schwäche damit kompensiert hat, dass es sich als Bildungsbürgertum sozusagen veredelt hat.

Zuletzt ist das deutlich geworden an der großen Aufregung darüber, dass Deutschland in den internationalen Vergleichsstudien lange nur vorgeblich mittelmäßig abgeschnitten hat; und wie geradezu jeder Punkt glücklich kommentiert wird, der in späteren large scale assessments dazu gewonnen wird. Dabei weiß niemand wirklich so genau, was da eigentlich gemessen wird. Um Bildung geht es sicher nicht, sondern darum zu prüfen, ob die Menschen im wirtschaftlichen Verwertungsprozess taugen – und selbst da überzeugen die Ergebnisse der Untersuchungen nicht so ganz. Denn immerhin zählt Deutschland zu den erfolgreichsten Nationen weltweit, so schlecht scheint die Qualifikation der Menschen in diesem Land nicht zu sein. Gleichwohl haben die Befunde getroffen: die Deutschen als das Volk der Dichter und Denker nicht mehr ganz vorne! PISA, so das Akronym für die bekannteste und von der OECD durchgeführte Untersuchung, wurde zum Gesprächsstoff. Darin spiegelt sich der Stellenwert des Themas wider. Für seine Bedeutung spricht zudem, wie schon lange in der deutschen Sprache eine Vielfalt von Ausdrücken für pädagogische Sachverhalte entstanden ist, die zum Teil gar nicht so recht zu übersetzen sind: *Bildung* etwa ist ein hoch aufgeladener, bedeutungsvoller Begriff. Zwar wird er heute vorrangig mit dem Lehren und Lernen in der Schule gleichgesetzt, hat aber eine lange religiöse, mithin auch theologische und philosophische Tradition. Sie schwingt immer mit, wenn von *Bildung* gesprochen wird: *Bildung* meint dabei ein kompliziertes Geschehen, in dem sich Menschen selbst entwickeln, um zu sich als Person finden und zugleich doch der sie umgebenden Welt kundig und mächtig werden. Im Bildungsbegriff steckt ein hoher Anspruch, der als Leitmotiv und Antrieb für viele wirkt. Anders der Begriff der *Erziehung*, der darauf abhebt, dass besonders für Kinder Situationen arrangiert werden, in welchen sie sich zugleich ein Verhalten erwerben können, mit dem sie in einer Gesellschaft und Kultur sich gut, aber eben auch unauffällig und verantwortungsvoll bewegen können; Erziehung und Anpassung stehen in Verbindung, doch ist zugleich ein Element von Selbstständigkeit und Freiheit immer mitgedacht. Es ist schon kein Zufall wenn von *emanzipatorischer Erziehung* gesprochen wird, die Kindern und Jugendlichen Mündigkeit, Selbstständigkeit und Autonomie ermöglichen will – und man darf nie vergessen, dass dabei doch noch die Auseinandersetzung mit

dem Nationalsozialismus anklingt. Weil eben Auschwitz nie mehr wieder sein darf, wie der große Philosoph Theodor W. Adorno gefordert hat, hat Erziehung mehr denn je mit Freiheit zu tun – und das ist auch wirklich gut so. Schließlich kennt die pädagogische Sprache noch den *Unterricht*, der Kinder belehrt, sie mit den *Sachen* der Welt vertraut macht, aber sie zugleich zum Selbstdenken bewegt, ihnen Wissen und Können zugänglich macht, mit dem sie in der sozialen und kulturellen Welt erfolgreich sein können.

Man erkennt sofort: Wenn in Deutschland pädagogische Themen angesprochen werden, sind sie einerseits wichtig, andererseits zugleich immer kompliziert und in sich fast widersprüchlich. Wie soll das zusammen gehen: Anpassung und Selbstständigkeit? Und dann vor allem: was ist konkret damit gemeint? Die sogenannten Sekundärtugenden, also Pünktlichkeit, Höflichkeit, Sauberkeit scheinen nicht mehr so wichtig. Indes: wenn es darauf ankommt, dann sind sie doch wieder gefragt – und man darf sich nichts vormachen: Sie werden besonders dann geltend gemacht, wenn man sich gegenüber jemanden abgrenzen will. Die Sache ist schon ziemlich kompliziert – und dann doch wieder einfach: Wenn es darum geht, anderen zur Seite zu stehen, die mit ihren Kindern auf Unterstützung angewiesen sind, geht das meistens unkompliziert; ob Windel oder Fläschchen, im Normalfall ist die Hilfsbereitschaft ziemlich groß, Eltern und besonders Mütter finden schnell zueinander. Ich formuliere das sehr persönlich, vielleicht ist es nur eine subjektive Vermutung. Ob und wie weit Menschen sich anderen gegenüber leicht öffnen, ist regional recht unterschiedlich; in Franken etwa wird man so schnell keine Freundschaft schließen, andernorts scheint man mehr willkommen, darf aber weniger mit Verlässlichkeit rechnen. Dennoch wird kaum jemand die Unterstützung für neue Nachbarn verweigern, allzumal wenn diese Hilfe für ihre Kinder benötigen.

Jedenfalls darf man als ein soziales Grundmuster der Menschen in Deutschland ansehen, dass ihnen eine gute Erziehung ihrer Kinder und Erfolg in der Schule für diese wichtig sind. Darin unterscheiden sie sich allerdings kaum von den anderen Eltern dieser Welt; sie alle wünschen sich eine gute Zukunft für ihren Nachwuchs. Dennoch zeichnet hier die für Deutschland wichtigen Muster und Erwartungen ein ungewöhnlicher Zug aus: Interessanterweise hat die psychologische Bindungsforschung darauf hingewiesen, dass Mütter und Kinder in Deutschland eher unsicher gebunden sind; in allen anderen Gesellschaften ist die Beziehung zwischen Müttern und Kindern enger und anscheinend fester, was vordergründig dazu führt, dass zumindest kleine Kinder eher „verwöhnt“ erscheinen, ihnen buchstäblich alles erlaubt wird, was ihnen nur in den Kopf kommt. Deutsche beklagen sich dann, dass die Kinder nicht richtig erzogen seien, reagieren ärgerlich und ablehnend.

Das macht allerdings auf ein grundsätzliches und ein historisches Problem aufmerksam: Pädagogische Fragen und Themen werden in Deutschland häufig mit einem Ernst und einer Tendenz zur (moralischen) Panik verhandelt, dass man schon verzweifeln möchte; ob im privaten Gespräch, in der öffentlichen Auseinandersetzung, ob in Politik oder bei den berühmt-berüchtigten Experten: Vor allem Schule wird in einer Weise für bedeutend gehalten, die nur bedingt ihrem realen Stellenwert für die Gesellschaft und die Einzelnen entspricht. Um nicht missverstanden zu werden: Jedes Kind, jeder Jugendliche sollte die Chance auf Schulbildung und die Möglichkeit haben, die für ihn oder sie beste formale Ausbildung zu erhalten. Gleichwohl ist in Deutschland eine fatale Überbewertung von Schule entstanden, die am Ende viele junge Menschen eher blockiert, wenn nicht sogar verzweifeln lässt, wenn sie im Bildungssystem scheitern.

Dabei muss man ein paar Tatsachen eher nüchtern sehen:

- Auch wenn – *erstens* – häufig und zurecht die hohe soziale Selektivität des deutschen Schulsystems hervorgehoben wird, sollte man doch mit den Schlussfolgerungen ein wenig vorsichtig sein, die man daraus nicht zuletzt in praktischer Hinsicht zieht. In anderen Ländern finden sich vergleichbare Barrieren, sie sind häufig nur an anderen

Stellen aufgerichtet, beispielsweise am Übergang in das tertiäre System. Nüchtern gesagt darf man sich nichts vormachen: Kapitalistische Klassengesellschaften haben immer selektive Bildungssysteme. Umgekehrt muss man sich daher auch davor hüten zu hoffen, dass verbesserte Zugangschancen zu den Bildungseinrichtungen tatsächlich die Ungleichheit abbauen. Nicht nur, dass die Zertifikate oft entwertet werden, wenn sie in größerem Umfang ausgegeben werden. Vielmehr werden andere, neue Hürden errichtet, um den sogenannten Eliten ihren Status zu sichern. Aufstieg gelingt nur selten – und wenn, dann weniger über Bildung sondern mehr über Einkommen.

- *Zweitens* ist aus der Rezeption der internationalen Vergleichsstudien ein massives Missverständnis entstanden. Denn in ihrer Folge wurden das Abitur und das akademische Studium zum Maßstab gemacht, um Bildungserfolg zu bewerten. Damit ist der Bereich der beruflichen Bildung und damit das duale Ausbildungssystem aus dem Blick geraten, das international als vorbildlich gilt, gleichwohl (neben Österreich und der Schweiz) in keinem anderen Land anzutreffen ist; andere Länder kennen nur die Alternative zwischen „ohne Ausbildung“ und „akademische Ausbildung“. Eine berufliche Ausbildung hat aber einen hohen Wert, kann als durchaus zukunftssicher und aussichtsreich angesehen werden – insofern taugen auch die Studien nicht viel, die ein höheres Arbeitsplatzrisiko bei jenen sehen, die keine akademische Ausbildung haben. Noch einmal: das trifft so in Deutschland nicht zu, weil Berufsbildung in Industrie und Handwerk vergleichsweise sichere Beschäftigungschancen eröffnet, mit der Perspektive auf Selbständigkeit sogar hohe Einkommen; selbst erfolgreiche Gründer von Unternehmen und sogar Vorstandsvorsitzende haben erfolgreich den Weg der beruflichen Bildung abgeschlossen.
- *Drittens* darf ohnehin der Schulerfolg nicht allein zum Maßstab gemacht werden, um Lebenserfolg zu beurteilen. Abgesehen davon, dass doch sorgfältig zwischen formaler, non-formaler und informeller Bildung unterschieden werden muss, dass oft genug für das individuelle Leben vor allem wichtig wurde, was „neben“ oder gar „gegen“ die Schule gelernt wurde, sind doch viele erfolgreich geworden, die als Schulversager gegolten haben. Umgekehrt bedeutet der Erfolg in der Schule nicht unbedingt, dass jemand gut im Leben ankommt oder seine beruflichen Aufgaben in einer Weise erfüllt, von der andere profitieren können. Als ein klassisches Beispiel gelten hier die Mediziner, zu deren Studium aufgrund des Numerus Clausus nur erfolgreiche Abiturienten zugelassen werden; nur: der im Abitur erreichte Durchschnitt sagt ziemlich wenig darüber aus, ob jemand gut und human mit Patienten umzugehen vermag.

Das Problem könnte also speziell in Deutschland darin bestehen, dass im Zusammenhang pädagogischer Fragen, dass bei der Erziehung und im Unterricht der Schulen die Ironie und jene kleine, liebevolle Nachlässigkeit fehlen, mit denen man in anderen Gesellschaften Kindern begegnet. Dort ahnt man, dass Kinder nicht nur ohnehin das machen, was sie selbst wollen, sondern sich vor allem meistens ganz gut entwickeln. Andere Länder und Gesellschaften haben mehr Vertrauen in die Selbststeuerung der Kinder und in ihre eigenen Bildungsaktivitäten – symptomatisch dafür ist übrigens, dass andere Bildungssysteme häufig und lange auf Noten verzichten, während diese in Deutschland doch als Kern des pädagogischen Unternehmens ausgemacht werden. Und mehr als das: Während in Deutschland dann doch Ordnung und Ruhe als Bedingungen des Schulbetriebs gelten, geht es in anderen Ländern munterer und lebendiger zu, übrigens oft auch unter Verzicht auf Ausgrenzung von Kindern, die anders sind. So wird in Deutschland gegenwärtig eine intensive Debatte um die Inklusion von Kindern mit Behinderung geführt, die andernorts eigentlich schon fast als erledigt gilt.

So gibt es in Deutschland sehr schnell eine vordergründige Übereinstimmung darüber, was insbesondere in pädagogischen Fragen als „normal“ zu gelten habe – wobei

vorsichtige Nachfragen sehr schnell zu Tage fördern, dass gar nicht so viel Einigkeit über das Normale besteht und vielleicht auch mehr Vielfalt durchaus wünschenswert wäre und anerkannt werden sollte. Denn die Einigkeit trägt oft, sie kann auch kaum bestehen, weil eben, wie gezeigt, die deutsche Gesellschaft viel bunter ist, als sie sich das selbst eingestehen möchte. Um eine eher historische Erbschaft handelt es sich jedoch, wenn in Deutschland bei pädagogischen Fragen sehr schnell nach dem Staat, nach Ordnungsmächten gerufen wird. Beide Modelle spielen eine Rolle, sowohl der kontrollierende, überwachende und disziplinierende Obrigkeitsstaat wie auch der fürsorgliche Staat spielen im Denken der Deutschen (immer noch) eine wichtige Rolle, das private Leben und damit auch die Familie werden in anderen Gesellschaften und Ländern deutlich höher bewertet und verteidigt. Die Bereitschaft fehlt manchmal, die Dinge locker zu regeln und im Gespräch selbst zu klären.

Eine Crux könnte darin liegen, dass Deutsche auszeichnet, gerne zu erziehen, wenigstens zu belehren; als Migrant kommt man schnell in eine Situation, in der man von dem Gegenüber aufgeklärt und informiert wird – das wäre noch harmlos –, häufiger wird man ermahnt oder zurecht gewiesen. Verhaltensweisen im öffentlichen Raum sind schnell Stein des Anstoßes, man gibt besser nach. Vielleicht auch zurecht: Ein Beispiel bietet der Straßenverkehr, wo man sehr schnell aneckt, wenn man – wie im Rest der Welt – ein wenig lockerer mit Regeln umgeht. Das Dilemma besteht darin, dass in Deutschland ziemlich dichter und sehr schneller Verkehr herrscht (nicht schlimmer jedoch als in Rom, Istanbul, Mumbai oder Taipe), Autofahrer sind ziemlich unflexibel, allzumal wenn es um Kinder geht. Nach aller Erfahrung wird weltweit eher vorsichtig gefahren, wenn kleine Menschen unterwegs sind – in Deutschland wird erwartet, dass Eltern aufpassen und streng erziehen. Es ist für beide Seiten eine Überlebensstrategie, lässt aber manchmal Missverständnisse entstehen.

5.

Zu schaffen machen jedem Neuankömmling in Deutschland, dass regelmäßig eine Spannung zwischen den öffentlichen Debatten und ihrer manchmal geradezu nervigen Kritiksucht auf der einen Seite besteht, während auf der anderen Seite dann doch, manchmal sogar eher heimlich und im Privaten, geschätzt und praktiziert wird, was man lautstark für über überkommen erklärt hat. Ein Beispiel findet sich wohl im Stellenwert von Familie: Nicht wenige erklären, Familie sei ein Lebensmodell der Vergangenheit, das für die moderne Gesellschaft wenig taugt; die empirischen Daten belegen dann, dass die Zahlen der Trennungen und auch die der Familienauflösung zunehmen, ebenso wie die der Neugründungen. Junge Menschen sehen überwiegend Familie als das Lebensmodell, nach dem sie streben. Nüchtern gesagt sind die Deutschen Familienmenschen – worin sie sich allerdings von Menschen in aller Welt kaum unterscheiden. Nur die Debatte ist aufgeregter – man tut gut daran, sich an ihr nicht zu beteiligen und sich für die eigene familiäre Lebensform und Lebenspraxis zu entscheiden.

Und noch etwas birgt möglicherweise Spannungen, nämlich das Verhältnis zur deutschen Sprache: Wer einwandert, sollte sich verständigen können, sollte schnell wenigstens so gut mit der deutschen Sprache vertraut sein, dass er sich selbst behaupten kann. Viele Deutsche reagieren verunsichert, wenn sie im öffentlichen Raum erleben, dass sie andere Menschen nicht verstehen. Nicht wenige haben wohl Angst, dass über sie abwertend gesprochen wird, das Selbstbewusstsein ist nicht wirklich groß. Die bundesdeutsche Politik hat dabei in der Vergangenheit und in der Gegenwart für einigen Unfug gesorgt: Manche wollten Zuwanderern sogar Deutschkurse verweigern, um sie so zur Rückkehr zu motivieren. Kürzlich hat der Vorschlag einer bayerischen Regionalpartei mit bundesdeutscher Regierungsbeteiligung, also der CSU, für Aufsehen gesorgt, Zuwanderer sollten in ihrem familiären Kontext gefälligst die deutsche Sprache verwenden; irgendwie wollte man das sogar überwachen, vielleicht war an Kameras oder Hausbesuche gedacht. Zurecht haben andere Politiker das als höheren Blödsinn kritisiert. Doch ist da viel Heuchelei im Spiel: Denn oft genug fordern diese wiederum, dass die Kinder aus Einwanderungsfamilien möglichst frühzeitig in pädagogischen Ein-

richtungen untergebracht werden sollen, um dort die deutsche Sprache zu lernen. Beide Vorschläge sorgen für Konflikte in den Familien – nötig wäre, dass Erwachsene wie Kinder möglichst rasch den Zugang zur Sprache des Einwanderungslandes gewinnen, die Erfahrungen sind übrigens nicht schlecht, zumal die Daten belegen, dass Migrantenfamilien sogar intensiv die Kindertagesstätten in Anspruch nehmen. (Zugleich hätte ich persönlich den wahrscheinlich naiven Wunsch, dass die mitgebrachte Sprache doch auch überall im Bildungssystem Anerkennung finden könnte; einige Bundesländer sind hierzu schon bereit, als Konsens kann das nicht betrachtet werden. Mir ist jedoch ein ziemliches Rätsel, warum die Fähigkeiten und Fertigkeiten nicht erkannt und gesellschaftlich genutzt werden, die Menschen bei ihrer Wanderung und erst recht bei der Flucht mitbringen.)

Kann man einen Rat geben? Tatsächlich sind sogar mehrere möglich, selbst wenn sie trivial klingen und gar nicht so viel mit Deutschland, mehr aber mit anthropologischen Einsichten zu tun haben – wobei es auch typisch für Deutschland ist, dass auf der einen Seite ein normales Verhalten gefordert wird, dass auf der anderen Seite die Klarheit darüber fehlt, was normal sein könnte, dass endlich aber die dann doch verfügbaren Einsichten über Merkmale menschlichen Verhaltens wieder ignoriert werden; der Verweis auf Anthropologie ist allzumal im sozialwissenschaftlichen Bereich geradezu tabuisiert.

- Dennoch, erster Rat, wie alle folgenden soll er subjektiv formuliert werden. Es sind eben meine Empfehlungen, die dann nur bedingt mit wissenschaftlicher Einsicht zu tun haben: Lächeln und Lachen hilft immer, das ist der soziale Mechanismus schlechthin, der auch in Deutschland wirkt. Menschen können sich immer verständigen, wenn sie einander anlächeln, offen zu einander sind, fröhlich sind, durchaus mit der Vorsicht, die von Höflichkeit und Achtung geboten wird. Man muss andere Menschen nicht durch einen starren Blick verstören, durch zu viel Nähe. (Das ist übrigens ganz pragmatisch gemeint: Deutsche achten auf körperliche Distanz, sie wünschen einen größeren Mindestabstand, als dieser in anderen Kulturen üblich ist, scheuen sogar vor körperlicher Berührung, zumindest solange nicht hinreichende Vertrautheit entstanden ist. Erst langsam wandert die Umarmung auch in Deutschland ein, wobei noch zusätzlich eine Debatte um Übergriffigkeit im Hintergrund steht, zwischen den Geschlechtern ohnedies, zwischen Erwachsenen und jungen Menschen verstärkt in den letzten Jahren. Es kann heikel werden, zu viel Nähe zu signalisieren – und umgekehrt bedeutet das Fehlen des körperlich-leiblichen Ausdrucks keineswegs Ablehnung.)
- Zweiter Rat: Versuche zu reden, bitte um Hilfe. Vielleicht gehört es zu den Grundtugenden in diesem Land, dass die Menschen eigentlich immer bereit sind zu helfen, wenn das erforderlich ist; obwohl man niemals vergessen darf, dass und wie im Nationalsozialismus Millionen von Menschen eben nicht geholfen wurde – ganz im Unterschied etwa zu Dänemark, um nur ein Beispiel zu nennen -, habe ich immer noch den Eindruck, dass Hilfsbereitschaft eine weit verbreitete Eigenschaft ist, überlagert von manchen irrationalen Ängsten.
- Dritter Rat: Sowohl die Forschung wie die Alltagserfahrung belegen, dass ein gutes Miteinander entsteht, wo Eltern zusammenkommen und sich über ihre Kinder austauschen; Kinder und Mütter sind die besten Botschafter und Diplomaten, die guten Begegnungen kommen mit ihnen und über sie zustande, so entstehen Freundschaften. Vierter Rat: Ohne Zeit und Geduld geht gar nichts, Prozesse des Verstehens und sich Verständigens brauchen manchmal Generationen; sie können nicht erzwungen werden. Das klingt bitter – aber ist vielleicht doch realistischer als manches groß angelegte Programm.

Typisch deutsch? Wenn ich es gelassen betrachte, dann ist typisch deutsch, dass ich mein Gemüse in einem türkischen Geschäft einkaufe, meine Hosen bei einem

Schneider kürzen lasse, der aus Indien kommt, mit Handwerkern zu tun habe, die aus Polen und Tschechien kommen, mich manchmal über Nachbarn aus Russland wundere, die mit ihren Kindern sehr streng schimpfen. Im Alltag der westdeutschen Städte wenigstens ist *typisch deutsch* eine ziemlich verrückte und bunte Angelegenheit geworden, in der meine Kinder aufgewachsen, erst recht meine Enkel sich über nichts wirklich wundere. Nur im Straßenverkehr, ich gestehe es, denke ich dann ein wenig typisch deutsch und ärgere mich über jene, die sich an keine Regeln halten. Nur: woher weiß ich eigentlich, dass es sich bei diesen um Zuwanderer handelt? Ich weiß es natürlich nicht und schäme mich ein bisserl für mein Vorurteil – aber so funktionieren eben Gesellschaften auch.

Literatur:

- Bade, K. J. (2013): Kritik und Gewalt. Sarrazin-Debatte ‚Islamkritik‘ und Terror in der Einwanderungsgesellschaft. Bad Schwalbach: Wochenschau-Verlag.
- Bachinger, E. M. / Schenk, M. (2012): Die Integrationslüge. Antworten in einer hysterisch geführten Auseinandersetzung. Wien: Deuticke.
- Bundesministerium für Familie, Senioren, Frauen (Hrsg.) (2010): Ehe, Familie, Werte – Migrantinnen und Migranten in Deutschland. Monitor Familienforschung. Beiträge aus Forschung, Statistik und Familienpolitik, Ausgabe 24, Berlin.
- Deutscher Bundestag (Hrsg.) (2013): 14. Kinder- und Jugendbericht. Bericht über die Lebenssituation junger Menschen und die Leistungen der Kinder- und Jugendhilfe in Deutschland, Drucksache 17/12200. Berlin: Bundesanzeiger Verlagsgesellschaft mbH.
- Dornes, M. (2012): Die Modernisierung der Seele. Kind – Familie – Gesellschaft. Frankfurt am Main: Fischer.
- Großkopf, S. / Winkler, M. (Hrsg.) (i.D. / voraussichtlich 2015): Das neue Misstrauen gegenüber der Familie – kritische Reflexionen. Mit einem Vorwort von Rainer Stadler. Würzburg: Ergon.
- Krüger, D. C., Herma, H., Schierbaum, A. (Hrsg.) (2013): Familie(n) heute. Entwicklungen, Kontroversen, Prognosen, Weinheim und Basel: Beltz.
- Kymlicka, W. (1999): Multikulturalismus und Demokratie. Über Minderheiten und Nationen. Frankfurt am Main, Wien: Büchergilde Gutenberg
- Singly, F. d. (1994): Die Familie der Moderne. Eine soziologische Einführung, Konstanz: Universitätsverlag.
- Stadler, R. (2014): Vater – Mutter – Staat. Das Märchen vom Segen der Ganztagsbetreuung – Wie Politik und Wirtschaft die Familie zerstören, München: Ludwig.
- Taylor, C. (1993): Multikulturalismus und die Politik der Anerkennung. Frankfurt am Main: Fischer.
- Tomasello, M. (2009): Die Ursprünge der menschlichen Kommunikation, Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Wilkinson, R., Pickett, K. (2010): The Spirit Level. Why Equality is Better for Everyone, London: Penguin.
- Winkler, M. (2006): Kritik der Pädagogik. Der Sinn der Erziehung, Stuttgart: Kohlhammer.
- Winkler, M. (2012): Erziehung in der Familie. Innenansichten des pädagogischen Alltags, Stuttgart: Kohlhammer.
- Winkler, M. (2015): Erziehung in der Familie, in: Pädagogik Unterricht. Die Fachzeitschrift für die pädagogische Fächergruppe 35, 1, S. 2-13.

Prof. Dr. Michael Klundt  
Hochschule Magdeburg-Stendal

## Fragen zur „deutschen Kultur“ – jenseits von Pegida: Was erfahren Einheimische (Arme) und Migranten darüber?



Von Nationalisten und Rassisten sollte man sich nicht die „deutsche Kultur“ vorschreiben und schon gar nicht wegnehmen lassen.

Ein paar Monate vor seinem Tod schrieb Goethe einen Brief an Wilhelm von Humboldt (17. März 1832). Darin stellte er fest: „Verwirrende Lehre zu verwirrtem Handel waltet über die Welt (...)“. Wie wahr, könnte man dazu heute ausrufen. Denn „was ihr den Geist der Zeiten heißt, Das ist im Grund der Herren eigener Geist, In dem die Zeiten sich bespiegeln.“ (Faust)

In Zeiten wie diesen wünscht man sich nicht Unendlichkeit, sondern Aufklärung, politische Kultur. Kultur? Deutsche Kultur? Nun ja. Was ist das denn? Sollen das die Zuwanderer und Unterprivilegierten nicht erstmal lernen? Oder muss das – die deutsche Kultur – nicht sogar vor ihnen, vor allem den Moslems geschützt werden? Weil die „Islamisierung“ droht? Unser Goethe! Unser Beethoven! Unser Brecht! Ja, was sagt er denn über Bildung und Lernen, der gute Brecht? Er fordert die Unterprivilegierten auf, sich durch Bildung darauf vorzubereiten, das Steuer der Gesellschaft zu übernehmen. Ganz schön revolutionär.

Lob des Lernens

Lerne das Einfachste! Für die,  
Deren Zeit gekommen ist,  
Ist es nie zu spät!  
Lerne das ABC, es genügt nicht, aber  
Lerne es! Lass es dich nicht verdrießen!  
Fang an! Du musst alles wissen!  
Du musst die Führung übernehmen.  
Lerne Mann im Asyl!  
Lerne, Mann im Gefängnis!  
Lerne, Frau in der Küche!  
Lerne, Sechzigjährige!

Du musst die Führung übernehmen.  
 Suche die Schule auf, Obdachloser!  
 Verschaffe dir Wissen, Frierender!  
 Hungriger, greif nach dem Buch:  
 es ist eine Waffe.  
 Du musst die Führung übernehmen.  
 Scheue dich nicht, zu fragen, Genosse!  
 Lass dir nichts einreden,  
 Sieh selber nach!  
 Was du nicht selber weißt,  
 Weißt du nicht.  
 Prüfe die Rechnung,  
 Du musst sie bezahlen.  
 Lege den Finger auf jeden Posten,  
 Frage: wie kommt er hierher?  
 Du musst die Führung übernehmen.

Was bedeutet „deutsche Kultur“? Lässt sich die Behauptung, dass die „deutsche Kultur“ Armen und Migranten nicht beigebracht wird, überhaupt nachweisen, geschweige denn erklären? Welche Migranten und welche Armen sind gemeint? Zu den Begriffen „Bildung und Kultur“ hat der leider allzu früh verstorbene Literaturwissenschaftler Georg Bollenebeck herausgefunden, dass sie auch als Kampfbegriffe des deutschen Nationalismus seit Beginn des 19. Jahrhunderts gegen die westliche Aufklärung und Bildung fungierten.

Dieser Text möchte zeigen, dass auch klassische große deutsche Kunst und Kultur viel weltoffener, vielfältiger und heterogener war, als die Nationalisten und Kreuzzügler es gerne hätten. Die sagen bei „deutscher Kultur“ immer gleich: „Goethe“. Also bleiben wir doch ruhig bei Goethe, seinem „Westöstlichen Divan“, seinen Gedichten über Orient und Okzident, seiner Hochachtung für die islamische Kultur und seiner großen Verehrung für orientalische Literatur und chinesische Dichtung: Doch, lassen wir ihn selbst sprechen:

„Wer sich selbst und andre kennt,  
 Wird auch hier erkennen:  
 Orient und Okzident  
 Sind nicht mehr zu trennen.  
 Sinnig zwischen beiden Welten  
 Sich zu wiegen, lass' ich gelten;  
 Also zwischen Ost und Westen  
 Sich bewegen, sei's zum Besten!“

Die selbst ernannten „Abendland-Verteidiger“ haben keine Ahnung von Goethes Begriff der „Weltliteratur“, welcher auch deutlich machte, dass jegliche große Kultur zumeist im fruchtbaren Austausch mit anderen Völkern, Traditionen und Kulturen entstanden ist. Demnach ist „Kultur“ kein Gefängnis, sondern eine reichhaltige Möglichkeit, sich gemeinsam Wirklichkeit anzueignen und zu schaffen.

### Wer gehört zur „deutschen Kultur“?

Selbst wenn wir bei Goethe an Weimar denken, sollten wir dabei die deutsche (Un-)Kultur des nebenan liegenden Konzentrationslagers Weimar-Buchenwald mit seinen über 260.000 Häftlingen aus ganz Europa und seinen über 55.000 Toten während des Faschismus nicht vergessen. Auch die darin litten und jede Stunde um ein wenig Menschenwürde stritten und in der ihnen möglichen Form Zeugnis darüber ablegten, sind ein Teil der „deutschen Kultur“ geworden: Oder fallen uns deutsche Kulturschaffende im Exil vor der Nazi-Tyrannie ein – z.B. solche in Amerika oder diejenigen in der Türkei? Und dabei

sind die immer zahlreicheren Einwanderer(-Kinder) der jüngsten Zeit, die die „deutsche Kultur“ durch ihre Werke in Politik, Wissenschaft und Medien, in Dichtung und Malerei, Musik und Schauspielkunst (oder auch durch ihr Engagement für eine demokratische politische Kultur) prägen und bereichern, noch weitgehend ausgespart.

Denken wir an Beethoven, der Schillers „Ode an die Freude“ komponierte, „alle Menschen werden Brüder“ vertonte und am rückständigen Deutschland litt, Heine, der für ein fortschrittliches Deutschland stritt – und vorzüglich dichtete, aber dafür in die Emigration getrieben wurde; Bertha von Suttner und Rosa Luxemburgs Texte gegen Kriege und für Gerechtigkeit in der Welt; die Bilder von Käthe Kollwitz und Lea Grundig; Clara Zetkins Einsatz für die Frauen- und Kinderrechte; Hans Eislers von Schönberg geschulter Beitrag zur Musik des 20. Jahrhunderts. Sehen wir vor uns die Auschwitz-Überlebende Sängerin Esther Bejarano und die Band „Microphone Mafia“ mit ihren deutsch-türkisch-jiddisch-französisch-italienischen HipHop-Texten.

Die großen deutschen Dichter des 20. Jahrhunderts, wie Thomas Mann und Bertolt Brecht in Prosa und Drama, waren Flüchtlinge, Emigranten, Exilanten. Sie suchten vor der verbrecherischen Nazi-„Kultur“ Schutz in anderen Ländern. Trotzig sagte Thomas Mann in seinem kalifornischen Exil: „Wo ich bin, ist die deutsche Kultur.“ Unterdessen verbrannte man in Deutschland Bücher – und dann bald auch Menschen.

Die Sprache von Gisela Elsner und Elfriede Jelinek wäre zu nennen; letztere ist Österreicherin, doch auch hier lässt sich hervorheben, dass es Österreicher waren, die die „deutsche Kultur“ bereichert haben – und nicht nur einer, der sie für immer mit Massenmord in Verbindung gebracht hat. Denken wir nicht nur an Mozart, sondern auch an den großen Musikwissenschaftler des 20. Jahrhunderts, Georg Knepler, den Musiker Georg Kreisler und v.a. an den Universalgelehrten Walter Hollitscher, welcher in Natur- wie Gesellschaftswissenschaften enzyklopädisch gebildet und in der Lage war, dieses Wissen mit Normalsterblichen verständlich zu teilen und damit Kultur zu fördern. Ein Vordenker und Praktiker des Volkshochschulgedankens.

Lange Rede, kurzer Sinn: Wenn es Lernens- und Lehrenswertes an der „deutschen Kultur“ gibt, dann ihre enorme Vielfalt, ihren fruchtbaren Austausch mit den Kulturen anderer Völker, ihre Dynamik, ihre Nicht-Abgeschlossenheit und Offenheit für neue Einflüsse, die schöne deutsche Sprache, die von Luther über Kant, Hegel, Heine, Marx, Mann, Brecht, Anna Seghers und Peter Hacks die schwierigsten und schönsten Dinge auszudrücken vermag.

Wir fassen zusammen: Dort ist große Kultur, auch große „deutsche Kultur“, wo Menschen andere Menschen als Bereicherung und Hilfe ansehen. Sie war nie homogen und wird es auch nicht werden. Diese große, weltoffene, reiche Kultur(landschaft) müssten Schülerinnen und Schüler (egal ob arm oder reich, mit Migrationshintergrund oder ohne) kennenlernen dürfen.

Und wenn sie vom Nibelungenlied hören, wäre es gut, dass sie von seinen Hintergründen in der sog. Völkerwanderung und von seinen vielfältigen internationalen Wurzeln erfahren (die übrigens auch erklären könnten, warum manche Charaktere im Anfangsteil als Identifikationsfiguren und im Endteil als negativ erscheinen – und umgekehrt). Erfahren unsere Kinder, dass Karl der Große um 800 n.u.Z. seine christlichen und jüdischen Diener an den Hof des muslimischen Herrschers Harun al Raschid in Bagdad geschickt hatte, von wo seine Diener mit einem grandiosen Geschenk (einem weißen Elefanten) zurückkehrten? Lernen unsere muslimischen und nicht-muslimischen Kinder etwas über das sog. „goldene Zeitalter“ des Islam und seiner vielseitigen Errungenschaften für die Menschheit in Wissenschaft, Medizin und Aufklärung – die Zeit, welche in Europa häufig nur das „dunkle Mittelalter“ heißt? Erfahren sie etwas über Spanien vor 1492, über die Zeit von Ibn Sina (Avicenna, 11. Jahrhundert) bis Ibn Ruschd (Averroes, 12. Jahrhundert)?

Hören sie etwas über den Staufer-Kaiser Friedrich II., der im frühen 13. Jahrhundert seinen Kreuzzug beendete und Frieden schloss mit dem Sultan von Jerusalem? Und der muslimische, christliche, jüdische Gelehrte und Diener um sich versammelte. Zwar ist es in der Forschung umstritten, ob der Friedensvertrag als Zeichen für Friedrichs Offenheit und Toleranz gegenüber den Arabern und dem Islam zu deuten ist, jedoch ist alleine die auch nicht-kriegerische interkulturelle Kooperation bemerkenswert.

Lernen sie noch Lessings "Nathan den Weisen" kennen und seine sog. Ringparabel als Auftrag an alle religiösen und nicht-religiösen Menschen, dem Mitmensch ein Helfer zu sein?

Ob das geschieht, müssten Lehrerinnen und Lehrer untersuchen, Schülerinnen und Schüler beantworten. Denn bei aller Gewalt in der Geschichte liegt die Betonung der genannten Beispiele auf dem humanen Miteinander aller Menschen als Inbegriff von „Kultur“.

Und was wäre unsere daraus folgende Aufgabe? Vielleicht die des Zöllners aus Brechts „Legende von der Entstehung des Buches Taoteking auf dem Weg des Laotse in die Emigration“:

„Als er siebzig war und war gebrechlich,  
drängte es den Lehrer doch zur Ruh.  
Denn die Güte war im Lande wieder einmal schwächlich  
und die Bosheit nahm an Kräften wieder einmal zu.  
Und er gürtete den Schuh.  
Packte ein, was er so brauchte:  
Wenig. Doch es wurde dies und das.  
So die Pfeife, die er abends immer rauchte  
und das Büchlein, das er gerne las.  
Weißbrot nach dem Augenmaß.  
Freute sich des Tals noch einmal und vergaß es,  
als er ins Gebirg' den Weg einschlug.  
Und sein Ochse freute sich des frischen Grases,  
kauend, während er den Alten trug.  
Denn dem ging es schnell genug.  
Doch am vierten Tag im Felsgesteine  
hat ein Zöllner ihm den Weg verwehrt:  
"Kostbarkeiten zu verzollen?" – "Keine,"  
sprach der Knabe, der den Ochsen führte, "er hat gelehrt."  
Und so war auch das erklärt.  
Doch der Mann in einer heit'ren Regung  
fragt noch: "hat er etwas rausgekriegt?"  
Sprach der Knabe: "daß das weiche Wasser in Bewegung  
mit der Zeit den mächt'gen Stein besiegt.  
Du verstehst, das Harte unterliegt. "  
Daß er nicht das letzte Tageslicht verlöre  
trieb der Knabe nun den Ochsen an.  
Und die drei verschwanden schon um eine schwarze Föhre,  
da kam plötzlich Fahrt in unseren Mann  
und er schrie: "He, Du! Halt an!  
Was ist das mit diesem Wasser, Alter?"  
Hielt der Alte: "Interessiert es Dich?"  
Sprach der Mann: "Ich bin nur Zollverwalter,  
doch wer wen besiegt, das interessiert auch mich.  
Wenn du's weißt, dann sprich!  
Schreibt es auf! Diktier es diesem Kinde!  
So was nimmt man doch nicht mit sich fort.

Da gibt's doch Papier bei uns und Tinte  
und ein Nachtmahl gibt es auch, ich wohne dort.  
Nun, ist das ein Wort?"  
Über seine Schulter sah der Alte  
auf den Mann: Flickjoppe, keine Schuh.  
Und die Stirne eine einzige große Falte.  
Ach, kein Sieger trat da auf ihn zu.  
Und er murmelte: "Auch Du?"  
Eine höflich' Bitte abzuschlagen,  
war der Alte, wie es schien, zu alt.  
Denn er sagte laut: "Die etwas fragen,  
die verdienen Antwort." Sprach der Knabe: "Es wird auch  
schon kalt. "  
"Gut, ein kleiner Aufenthalt."  
Und von seinem Ochsen stieg der Weise,  
sieben Tage schrieben sie zu zweit.  
Und der Zöllner brachte Essen (und er fluchte nur noch leise  
mit den Schmugglern in der ganzen Zeit).  
Und dann war's so weit.  
Eines morgens händigte der Knabe  
jenem Zöllner 81 Sprüche ein.  
Und mit Dank für eine kleine Reisegabe  
bogen sie um jene Föhre ins Gestein.  
Sagt jetzt: kann man höflicher sein?  
Aber rühmen wir nicht nur den Weisen,  
dessen Name auf dem Buche prangt!  
Denn man muß den Weisen ihre Weisheit erst entreißen.  
Darum sei dem Zöllner auch gedankt:  
Er hat sie ihm abverlangt."

---

## „Wer ist Träger einer deutschen Kultur?“



Es ist durchaus pikant, dass Thomas de Maizière gerade im Luther-Jahr seine Überlegungen zum Wesen einer „Leitkultur für Deutschland“ in Thesenform präsentiert. Denn als gelungene Integrationsleistung kann die lutherische Reformation wohl nur mittels Verklärung gewertet werden. Wie dem auch sei. Fraglos leben wir in einer turbulenten Zeit, in der polternde Chauvinisten im In- wie Ausland Menschenrechte und demokratische Grundwerte nicht bloß in Frage stellen. Die Herausforderungen, vor welche uns die sogenannte Flüchtlingskrise spätestens seit Herbst 2015 im Alltag stellt, haben zu krassen Lagerbildungen innerhalb der Bevölkerung geführt. So scheint es zunächst durchaus legitim, wenn der amtierende Bundesinnenminister versucht, eine öffentliche Auseinandersetzung anzustoßen, in der geklärt werden soll, was denn die Grundlage eines gelingenden Zusammenlebens in Deutschland ist.

Dass dies allerdings unter Rückgriff auf eine Vokabel geschieht, die bereits vor einer Dekade mehr zur Polemisierung der Integrationsdebatten geführt hat als zu deren Differenzierung, erscheint auf den ersten Blick als unglücklich. Trotzdem – oder vermutlich gerade deshalb – wurde de Maizières Wunsch, seine Ausführungen kritisch und öffentlich zu kommentieren, durch Politiker, Wissenschaftler und Intellektuelle zeitnah nachgekommen. Dass in der anschließenden Debatte einiges von dem, was uns nach de

Maizière „im Innersten“ zusammenhält, als ideologiebehaftetes Nationalklischee dekonstruiert wurde, hat wohl nur die Allerwenigsten überrascht. Natürlich erleichtert es auch die Demontage, wenn wie beispielsweise in der ersten These apodiktisch behauptet wird, es sei in Deutschland üblich, „zur Begrüßung die Hand“ zu reichen.<sup>1</sup> Allein die Erfahrungen, die ich in meinem Alltag mache, sei es in der Stadt oder auf dem Land, halten mir doch deutlich vor Augen, dass es sehr wohl gesellschaftsfähige Alternativen zum Händedruck in Deutschland gibt. Begrüßungen sind mehrdeutige Symbolhandlungen, die einerseits Zugewandtheit und Offenheit ausdrücken, für einige Menschen andererseits aber gewiss auch unangenehm konnotiert sein können, wenn ein fester Händedruck zum Beispiel als Dominanzgebaren empfunden wird. Die wirkliche Problematik der Thesen begründet sich meines Erachtens aber nicht durch solch eher triviale Beispiele, sondern durch die Art und Weise der Wortwahl. Es wird versucht, das oktroyierende Moment der Vokabel Leitkultur dadurch zu entschärfen, indem explizit betont wird, „leiten“ meine etwas anderes als „vorschreiben oder verpflichten“. Eher, so de Maizière, gehe es „um das, was uns leitet, was uns wichtig ist, was Richtschnur ist.“ Doch durch den massiven Einsatz der Personalpronomina „uns“ und „wir“ als quasi indirekte Imperative handelt es sich bei Thomas de Maizières Thesen offenkundig nicht um vorläufige Beobachtungen oder ethische Empfehlungen. Permanent wird den Lesern suggeriert, es bestehe ein breiter und unumstößlicher Konsens darüber, was zu einer spezifisch deutschen Identität gehöre und was nicht. Überhaupt: das Deutsche – was genau soll das sein? Aus wissenschaftlicher Sicht stellt der Versuch einer Homogenisierung menschlicher Denkinhalte bei geringer Datengrundlage generell eine tendenziöse Verkürzung dar, welche Einfallstore für Intoleranz und politische Hetze bietet. Das ist gewiss überspitzt, aber dem Bundesinnenminister zufolge existiert ein Fluchtpunkt abseits von „Sprache, Verfassung und Achtung der Grundrechte“, gewissermaßen ein unveränderlicher Identitätsnukleus, auf den all unsere unterschiedlichen Lebensstile zulaufen. Generell stimmen mich solch eher metaphysische Konzepte skeptisch, nach denen Entitäten *top-down* menschliches Handeln determinieren. Allein in der zeitlichen Rückschau wird schnell deutlich, dass die auch heutzutage noch häufig bemühten „deutschen Tugenden“ wie Verlässlichkeit, Arbeitseifer, Ordnungsliebe sowie Exaktheit populäre Selbstwahrnehmungen aus der Zeit des Deutschen Kaiserreichs sind – demnach „jüngere“ Konstruktionen und keine primordialen Wesenseinschreibungen. In vergleichender Perspektive bietet das 19. Jahrhundert, oft als das Zeitalter der nationalen Staatenbildung bezeichnet, eine Fülle verwirrender Beispiele, die auf alles Mögliche hinweisen, nur nicht auf eindeutige Essenzen. Geht man etwas weiter zurück und zieht beispielsweise die berühmten Völkertafeln aus dem 18. Jahrhundert heran – tabellarische Auflistungen vermeintlich ethnischer Merkmale –, wird man unter anderem mit dem ambivalenten Befund konfrontiert, dass der „Teutsche“ in der Fremdwahrnehmung als „wizige“, aber auch zügellose Person wahrgenommen wurde, die sich ihre Freizeit gerne „mit Trincken“ vertreibe.

Italien	Spanien	Frankreich	England	Schweiz	Polen	Preußen	Österreich	Ungarn	Russland	Sibirien
Spanien	Frankreich	England	Schweiz	Polen	Preußen	Österreich	Ungarn	Russland	Sibirien	...

https://upload.wikimedia.org/wikipedia/commons/e/ed/V%C3%86lker-tafel.jpg

Macht es demzufolge überhaupt Sinn, der Frage nach dem Wesen des Deutschen und einer deutschen Kultur ernsthaft nachzugehen? Meine Antwort lautet, für einen Kulturwissenschaftler sicherlich wenig überraschend, nein und ja zugleich. Nein, wenn angestrebt wird, eine empirisch konkret registrierbare Größe entdecken zu wollen, mit der ein über alle Zeiten hinweg stabiler Katalog deutscher Eigenarten erstellt werden kann – ein Programm übrigens, das in der Ethnologie und der Volkskunde um das späte 19. und frühe 20. Jahrhundert durchaus ernsthaft betrieben wurde. Ja, insofern die alltäglich genutzte Fremd- und Selbstzuschreibung „Deutsch-sein“ als Fiktion beziehungsweise Narration begriffen wird, die, im jeweiligen Verwendungszusammenhang betrachtet, aufschlussreiche Rückschlüsse auf ganz konkrete gesellschaftliche Befindlichkeiten und Konstellationen erlaubt. Darüber hinaus eröffnet diese Perspektive weitere Erkenntnisräume etwa derart, Zuschreibungen der genannten Form als kognitive Bewältigungstechniken zu interpretieren, die dabei helfen können, sich in einer komplexen Welt zurechtzufinden, sich zu verorten und für andere sichtbar zu sein. Wie de Maizière ganz richtig betont, stellt dies eine *conditio sine qua non* demokratischer Praxis dar. Stereotype Fremd- beziehungsweise Selbstbilder und auch Vorurteile zu haben, schließt nicht *per se* aus, trotzdem ein toleranter aufgeklärter Mensch sein zu können. Immanuel Kant hat darauf aufmerksam gemacht, wie unverzichtbar Vorurteile, oder genauer gesagt: *vorläufige Urteile*, als Orientierungshilfen nicht allein im alltäglichen zwischenmenschlichen Umgang sind, sondern wie sehr sie auch die wissenschaftliche Tätigkeit prägen. Um Missverständnissen vorzubeugen sei aber schnell nachgeschoben, dass man sich – dem aufklärerischen Ethos nach – selbstredend nicht mit plumpen Vermutungen begnügen, sondern die Sachlage kritisch prüfen und sich um die Ausbildung begründeter Meinungen bemühen sollte.

Ebenso vieldeutig und somit prinzipiell missverständlich und missbräuchlich wie das Etikett „deutsch“ ist der bereits angeschnittene Begriff der „Kultur“. Innerhalb der Disziplin Kulturanthropologie/Volkskunde, der ich mich akademisch verpflichtet fühle, wird zwischen einem *weiten* und einem *engen* Kulturbegriff unterschieden. Unter letzteren fällt all das, was gemeinhin mit bildungsbürgerlichen Institutionen und Kanons assoziiert wird – zum Beispiel Opern, Theateraufführungen, „klassische“ Musik, Prosa sowie Poesie, die bildenden Künste und Museen. Neben einem ästhetischen Elitismus mag die enge Perspektive aber auch einen sogenannten ethnischen Essentialismus befördern. Besonders hartnäckig hält sich die Vorstellung, Kultur sei gleichbedeutend mit einer eindeutig identifizierbaren Menschengruppe zu verstehen, deren Mitglieder über Generationen hinweg dieselben Normen und Bedürfnisse teilen. Bisweilen bin ich überrascht, wenn ich in den Texten ansonsten bewundernswert scharfsinniger Autorinnen und Autoren der Gegenwart über ein Wort stolpere, das in der heutigen ethnologischen Theoriebildung längst keine Rolle mehr spielt: der Kulturkreis. Kreise zieht man bekanntlich um einen Mittelpunkt, sie definieren sich durch ein Innen und ein Außen, durch Be- und Abgrenzung, was mindestens zwei Fragen aufwirft: 1. Wer entscheidet darüber, welches Individuum zu einer Kultur gehört? 2. Läuft eine Geschlossenheitsrhetorik nicht Gefahr, empirisch Heterogenes und geschichtlich Kontingentes unangemessen zu vereinheitlichen und zu naturalisieren?

Vor diesem Hintergrund sollte auch die Rede beziehungsweise das Bild einer „Trägerschaft von Kultur“ kritisch gesehen werden. Nach den bisherigen Ausführungen dürfte es nicht verwundern, dass ich es aus meinem fachlichen Selbstverständnis heraus als äußerst problematisch erachte, von einer deutschen, türkischen, arabischen, bayerischen oder rheinischen Kultur zu sprechen, wenn unerwähnt bleibt, dass es sich dabei einerseits um Heuristiken handelt, also um Instrumente zur wissenschaftlichen Erkenntnissuche, andererseits um handlungsanleitende Auto- und Heterostereotype der Alltagsbewältigung. Der erklärte Anspruch, Träger einer Kultur sein zu können, mag das eben kritisierte Bild befeuern, bei Kultur handele es sich um eine vom Menschen losgelöste Kraft, die auf unser Denken und Handeln einwirke. Bemerkenswerterweise gelangte diese Idee im frühen 20. Jahrhundert zu hoher Popularität und wurde gar zeit-

weilig herrschende Lehrmeinung in der zeitgenössischen US-amerikanischen Ethnologie. Alfred L. Kroeber (1876–1960), dessen Vater nebenbei erwähnt gebürtiger Kölner war, nahm Anleihen an biologischen Konzepten seiner Zeit und entwickelte darauf aufbauend die einflussreiche Theorie von der Kultur als „superorganic“ (1917).

Unter diesen Vorzeichen scheint die titelgebende Frage aus Sicht der Kulturwissenschaften in eine Sackgasse zu führen. Wenn man aber darauf insistiert, dass tragen ja auch mittragen und/oder gestalten bedeuten kann, ließe sich mein Beitrag doch noch mit einem konstruktiven Gedankengang zum Abschluss bringen. Bei aller berechtigten Kritik am Konzept der Leitkultur, zumal wenn sie national(istisch) grundiert ist, sollte man die Konstruktion als solche meiner Ansicht nach nicht automatisch rundweg zurückweisen. Denn wenn, wie es der Philosoph Julian Nida-Rümelin seit längerer Zeit empfiehlt, Leitkultur eher im Sinne der Kantischen regulativen Idee diskutiert wird – und diskutierbar, also veränderbar bleibt –, die, wie es auch Thomas de Maizière formuliert hat, dem Individuum Orientierung ermöglichen kann, dann fällt es mir schon leichter, mich als mündiger Bürger einer Demokratie mit dem Terminus zu arrangieren. Apropos Nida-Rümelin: Eine an seinen Überlegungen (2006; 2016) angelehnte „humanistische Leitkultur“ böte die Möglichkeit, für die Idee zu sensibilisieren, dass eine demokratische Grundordnung – d.h. vor allem der Respekt der Menschenwürde, die Anerkennung der Meinungsfreiheit, die Gleichberechtigung aller Geschlechter und die Praxis der Deliberation – mit Augenmaß im Alltag eingeübt, gelebt und vorgelebt werden muss. In einem Utopia, in dem dies problemlos gelingt, würden Hilfsmittel wie „Leitkultur“ oder „Humanismus“ natürlich nicht gebraucht. Aber in einer Zeit, in der von manch staatlicher Seite Denkverbote erteilt werden und die Würde des Einzelnen immer häufiger bedroht wird, bedarf es womöglich noch solcher Schlagwörter, um uns über die Auseinandersetzung mit ihnen dafür zu engagieren, dass wir so leben können, wie wir möchten, ohne dass es auf Kosten unserer Mitmenschen geht.

<sup>1</sup> De Maizières Ausführungen wurden zuerst in der „BILD am Sonntag“ veröffentlicht, können aber mittlerweile auf der Homepage des BMI unter [www.bmi.bund.de/SharedDocs/Interviews/DE/2017/05/namensartikel-bild.html](http://www.bmi.bund.de/SharedDocs/Interviews/DE/2017/05/namensartikel-bild.html) nachgelesen werden.

Alfred L. Kroeber: The Superorganic. In: American Anthropologist 19 (1917). S. 163–213.  
Julian Nida-Rümelin: Humanismus als Leitkultur. Ein Perspektivenwechsel. München 2006.  
Julian Nida-Rümelin: Humanistische Reflexionen. Berlin 2016..

---

---

Prof. Dr. Hans-Dieter Gelfert

---

## Typisch deutsch



SYMPOSIUM 2015

Wer über das Typische eines Volkes spricht, wagt sich auf dünnes Eis. Einerseits weiß jeder aus Erfahrung, dass es Einstellungen und Verhaltensweisen gibt, die für ein Volk charakteristisch sind; andererseits treten solche Eigenheiten in dem betreffenden Volk nicht durchgängig auf, sondern nur mit einer höheren als der Zufallswahrscheinlichkeit, weshalb das Typische immer nur im Vergleich mit anderen Nationen zu erkennen ist. Zur Häufigkeit muss außerdem eine längere Dauer hinzukommen, sonst hätte man es bloß mit einer Mode oder einem Zeitgeist-Phänomen zu tun. Zeugnisse über den Nationalcharakter sind entweder Selbstbilder von Angehörigen des Volkes oder Fremdbilder von Beobachtern aus dem Ausland. Während die Selbstbilder durch Idealisierung gefärbt sein können, besteht bei den Fremdbildern die Gefahr, dass sie auf negativen Vorurteile beruhen. Insofern ist jedes verallgemeinernde Urteil über eine Nation mit einem großen Fragezeichen zu versehen.

Filtert man aus gegenwärtigen und vergangenen Zeugnissen das heraus, was ein Volk sich selber als typisch zuschreibt und was ihm von Ausländern zugeschrieben wird, ergibt sich eine Schnittmenge, von der man begründet annehmen darf, dass sie etwas Zutreffendes enthält. Es ist unwahrscheinlich, dass es sich dabei um eine genetische Disposition handelt, denn in diesem Fall müsste sich das Typische bis in die Frühgeschichte zurückverfolgen lassen und es müsste sich danach viel gleichmäßiger zeigen. Deshalb spricht alles dafür, dass sich die typischen Züge im Laufe der Geschichte ausgebildet haben, wobei außer politischen und sozialgeschichtlichen Faktoren auch Geographie, Klima und Zufälliges eine Rolle gespielt haben werden.

Ich selbst habe in meinem Buch *Was ist deutsch? Wie die Deutschen wurden, was sie sind* (2005) versucht, typische Züge der deutschen Mentalität auf historische Ursachen zurückzuführen, während mein Kollege Hermann Bausinger fünf Jahre vorher den umgekehrten Weg ging und in seinem Buch *Typisch deutsch. Wie deutsch sind die Deutschen?* überprüfte, welche der traditionellen Zuschreibungen auf die Deutschen heute noch zutreffen. Es war zu erwarten, dass sich dabei deutliche Diskrepanzen ergeben würden. Wollte man die beiden Herangehensweisen mit einem Bild illustrieren, dann

am besten so: Hermann Bausinger beschreibt den Teppich so, wie man ihn heute sieht; ich suche nach dem Grundgewebe und nach der Art, wie er geknüpft wurde.

### Ein Blick auf England und Amerika

Bevor ich zum typisch Deutschen komme, will ich, um Bezugspunkte für Vergleiche zu haben, einen kurzen Blick auf England und die USA werfen, mit deren Mentalität ich mich näher befasst habe. Engländer identifizieren sich mit dem Autostereotyp des *freeborn Englishman*, das bis auf die Magna Charta von 1215 zurückgeht. Freiheit gilt sowohl in der Selbst- wie in der Fremdeinschätzung der Briten als ihr Basiswert. Das wird man kaum einem Freiheitsgen zuschreiben können, sondern wohl eher der Tatsache, dass es sich die Briten, geschützt durch die Insellage, sehr viel früher als andere Völker leisten konnten, gegen die eigene Obrigkeit zu opponieren und der Krone Zugeständnisse abzutrotzen, was zur frühen Ausbildung des Parlaments führte. In ihm sah der *freeborn Englishman*, lange bevor von Demokratie und freien Wahlen überhaupt die Rede sein konnte, bereits einen Schutzschirm gegen die Macht der Krone.

Noch klarer zeigen sich die historischen Wurzeln in der amerikanischen Mentalität. Deren entscheidende Prägekräfte waren der Puritanismus und die Aufklärung. Ersteren brachten die Pilgerväter auf der *Mayflower* 1620 in die Neue Welt, letztere stand Pate bei der Gründung der Vereinigten Staaten nach dem Unabhängigkeitskrieg. Aus diesen beiden Formkräften lassen sich fast alle Eigenschaften und Paradoxien der amerikanischen Mentalität erklären: vor allem der Glaube an die Erwähltheit der eigenen Nation, das rigorose Egalitätsdenken und der permanente Wettbewerb um ökonomischen Erfolg, der als Erwähltheitsbeweis empfunden wird. Dass die amerikanische Mentalität so klare Konturen hat, rührt daher, dass die USA sich gewissermaßen selbst erfunden haben. Kanada, das die Nabelschnur zum Mutterland nicht durchtrennte, brauchte sich keinen eigenen Gründungsmythos zu geben, während die Amerikaner genau dies taten. Deshalb gibt es in Kanada trotz der geographischen Nähe und der ähnlichen Besiedlungsgeschichte eine andere Mentalität.

### Deutsche Eigenschaften

In den Augen der europäischen Nachbarn gelten die Deutschen als fleißig, gründlich, ordentlich, sauber und ernsthaft bis zur Humorlosigkeit. Die Deutschen selbst würden den ersten fünf Adjektiven zustimmen, doch den Vorwurf der Humorlosigkeit würden sie nicht auf sich sitzen lassen, schließlich lachen sie nicht weniger als andere Völker und sie haben sogar in großen Teilen des Landes einen Karneval, der sich über einen längeren Zeitraum, die so genannte "fünfte Jahreszeit", hinzieht. Wer einen tieferen Blick in die Seele eines Volkes tun will, sollte nach den Wertbegriffen suchen, die im öffentlichen Diskurs und in der kulturellen Überlieferung mit besonderem emotionalen Gewicht genannt werden. In meinem Buch *Was ist deutsch?* habe ich solche Wertbegriffe als "Urworte" bezeichnet und dreißig für Deutschland charakteristische näher betrachtet. Nur einige davon sollen hier genannt werden. Ein deutsches Urwort, das jedem aufmerksamen Beobachter unmittelbar ins Auge springt, ist *Heimat*. Während Engländer, Franzosen und Amerikaner sich zuerst und vor allem mit ihrer Nation identifizieren, fühlen sich Deutsche traditionell am stärksten an die Region ihrer Kindheit gebunden. Diese Bindung ist zwar inzwischen sehr viel lockerer geworden, doch da sie sowohl in Volksliedern wie auch in Werken der Hochkultur eine große Rolle spielt, wirkt die frühere Prägung auch heute noch nach. Ein anderes deutsches Urwort ist Gemütlichkeit. Es wird selbst im Ausland als so typisch deutsch empfunden, dass es in englische und amerikanische Wörterbücher als Fremdwort eingegangen ist. In den Umkreis von *Gemütlichkeit* gehört auch das Urwort *Feierabend*. Während Engländer nach Dienstschluss gern noch mit den Kollegen auf ein Glas Bier ins Pub gehen und Japaner oft den ganzen Abend mit ihnen im Restaurant verbringen, freuen sich die Deutschen auf den Feierabend mit der Familie. Als vor Jahrzehnten das Waldsterben einsetzte, wunderten sich Franzosen über

die starken Emotionen, die der Wald bei den Deutschen weckte. Auch er gehört zu den Urworten. Wenn bestimmte Begriffe in unterschiedlichen Völkern mit unterschiedlich starken Emotionen besetzt sind, stellt sich die Frage, warum das so ist. Auf welche historischen Prägekräfte lässt sich das emotionale Gewicht dieser Urworte zurückführen?

### Sicherheit als Basiswert

Blickt man auf die deutsche Geschichte, wird man feststellen, dass alle großen 'Umwälzungen' - das ist der Wortsinn von Revolution - nicht wie in England, Frankreich und Amerika zu einer Neuerung, sondern zu einer Restauration führten. Auf die Reformation folgte der Absolutismus, auf die Freiheitskriege gegen Napoleon die Metternichsche Restauration, auf die gescheiterte Revolution von 1848 wenig später die Reichsgründung und auf die Revolution von 1918 nach einer kurzen gescheiterten Demokratie das Dritte Reich. Erst nach dem Zweiten Weltkrieg fand Deutschland unter dem Druck der westlichen Siegermächte auf den Weg, den England schon mit der Magna Charta eingeschlagen hatte. Am Anfang dieser Entwicklung stand die Reformation, Deutschlands umfassendste und tiefgreifendste Revolution, die im Dreißigjährigen Krieg erstickt wurde. Auf diese traumatische Erfahrung geht meiner Meinung nach der Basiswert der deutschen Mentalität zurück. Was für Engländer das Freiheitsbewusstsein gegenüber der Obrigkeit und für Amerikaner der freie Wettbewerb zwischen Gleichen, ist für die Deutschen das Gefühl von Sicherheit.

### Geborgenheit

Sicherheit wünschen sich alle Völker. Doch es gibt ein deutsches Urwort, das mit viel stärkeren Emotionen besetzt ist und sich deshalb schwerer in andere Sprachen übersetzen lässt, nämlich *Geborgenheit*. Geborgen fühlt man sich bei der *Mutter*, im Schoß der *Familie*, in der *Heimat*, im *gemütlichen Kreis der Freunde*, am *Stammtisch*, im *Verein* und in der *schunkelnden Menge* des Karnevals. Das hier Aufgezählte hat ein spezifisch deutsches Aroma, und die hervorgehobenen Wörter haben auch heute noch für Deutsche ein besonderes Gewicht. Es gibt einen Tag im Jahr, wo sich die Sehnsucht nach Geborgenheit zu einem emotionalen *hot spot* der ganzen Nation verdichtet. Es ist der *Heiligabend*, der in Deutschland traditionell mit einer sentimentalinnigen Begegnung begangen wird, die das Gegenteil des bunten Treibens ist, das in England und Amerika am Morgen des Weihnachtstages beim Öffnen der Geschenke einsetzt. Die Sehnsucht nach Geborgenheit führte seit der Romantik zur Ausbildung einer spezifisch deutschen "Kultur der Innerlichkeit". Noch im letzten Jahr des Ersten Weltkriegs brachte Thomas Mann in seinem politischen Bekenntnisbuch *Betrachtungen eines Unpolitischen* seine Vorstellung von Deutschland auf die Formel "machtgeschützte Innerlichkeit". Mehr als nach Freiheit und Demokratie sehnten sich die Deutschen nach einer kulturellen Innenwelt ohne Parteiengizänk, geschützt durch militärische Macht. Ein noch krasser Zeugnis für diese Sehnsucht ist das, was in der Zeit des Nationalsozialismus der Reichsarbeitsführer Robert Ley sagte, als er die rhetorische Frage stellte: "Weshalb liebt der deutsche Mensch Adolf Hitler so sehr?", und darauf die Antwort gab: "Weil er sich bei Adolf Hitler geborgen fühlt. Das ist es, das Gefühl des Geborgenseins. Das ist es. Geborgen!"

### Das Große Ganze

Zu kollektiven Geborgenheitserlebnissen lassen sich die heutigen Deutschen glücklicherweise nur noch dann hinreißen, wenn sie sich als Fußballweltmeister feiern. Bei nationalen Anlässen, wo patriotische Begeisterung zu erwarten wäre, bleiben sie dagegen kühler als die meisten der Nachbarvölker. Doch die Sehnsucht nach Geborgenheit ist immer noch tief in der deutschen Mentalität verankert. Ihr entspringt auch das romantische Gefühl, das Deutsche mit dem Wald verbindet. Für sie ist der Wald nicht die Natursphäre, die man durch Rodung urbar machen muss, sondern das Urbild einer großen Einheit, in der man sich aufgehoben fühlt. Die Sehnsucht nach einer solchen Einheit hat

nicht nur im politischen Denken der Deutschen zu einer zeitweise mystischen Überhöhung des Staates und der Nation geführt, auch in der deutschen Philosophie spielt der Totalitätsbegriff eine prominente Rolle, während er in der englischen selten anzutreffen ist. Das englische Denken tendierte schon im Spätmittelalter zum Empirismus, der dann zur nationaltypischen Denkweise wurde. Der Empirismus geht - ebenso wie das englische *case law* in der Rechtsprechung - vom individuellen Einzelfall aus. Etwas überspitzt könnte man sagen: Engländer tendieren dazu, den Wald vor lauter Bäumen nicht zu sehen, während den Deutschen mehr am Wald als an den einzelnen Bäume gelegen ist.

In der Philosophie ist das Denken in Totalitätsbegriffen stark zurückgegangen, doch die Tendenz zur Prinzipienreiterei ist immer noch ein Grundzug der deutschen Mentalität. Das zeigt sich in extremer Form in der Gesetzgebung. Hier wird unablässig versucht, Gerechtigkeitslücken zu schließen, mit der Folge, dass Deutschland in einer Gesetzesflut zu ersticken droht. Am extremsten ist das bei der Steuergesetzgebung. Da es hier um das Geld jedes Einzelnen geht, ist die Forderung nach Gerechtigkeit besonders stark. Die Folge ist, dass Deutschland erheblich mehr Steuergesetze hat als alle vergleichbaren Länder der Erde.

### Das Faustische

In Zeiten nationalen Größenwahns haben sich die Deutschen gern mit ihrer berühmtesten literarischen Figur, Goethes Faust, verglichen und ihre eigene Kultur als eine Faustische bezeichnet. Dass dies keine bloße Wunschvorstellung war, sondern auch ein Körnchen Wahrheit enthielt, lässt ein Buch vermuten, das der Franzose Bernard Nuss unter dem Titel *Das Faust-Syndrom. Ein Versuch über die Mentalität der Deutschen* 1992 publizierte. In der Tat repräsentiert Goethes Held Eigenschaften, die auch von Ausländern als typisch deutsch empfunden werden. Die geistige Unruhe, das Streben nach dem Absoluten, die idealistische Ernsthaftigkeit - alles das sind charakteristische Züge der deutschen Geistesgeschichte. Bernard Nuss beginnt sein Buch mit dem geopolitischen Nährboden der deutschen Mentalität, den er so beschreibt:

Ohne natürliche Grenzen und folglich ohne Schutz, leichte Beute für alle Eindringlinge, dem unmittelbaren Zugriff des chaotischen Balkans ausgesetzt, musste Deutschland allein dem Gewicht der gewaltigen slawischen Massen standhalten, deren Unendlichkeit es zugleich bedrückt und anzieht. Uneinig, von allen Seiten eingezwängt, ohne Fluchtmöglichkeit nach Norden, wo die Meere Einhalt gebieten, nach Süden, wo die Berge den Weg versperren, nach Osten, wo man an zähen Menschenmassen hängen bleibt, oder nach Westen, wo starke Feinde auf der Lauer lagen, gab es für Deutschland nur einen einzigen Ausweg, den Rückzug auf sich selbst.

Auch wenn die geopolitische Ausgangslage nicht zwangsläufig die deutsche Mentalität hervorbringen musste, dürfte doch klar sein, dass sie ein entscheidender Faktor war. Allerdings mussten weitere historische Zufälle hinzukommen. Wäre beispielsweise der Buchdruck hundert Jahre früher erfunden worden, hätte es keinen Luther gegeben und die Reformation wäre von John Wiclif in England ausgegangen. Doch das sind müßige Gedankenspiele.

### Schwach entwickelte Urbanität

Eine andere Formkraft war die Jahrhunderte lange Zersplitterung des deutschen Siedlungsgebiets in einen Fleckenteppich von zahllosen, oft winzig kleinen politischen Gebilden. Das lange Fehlen einer zentralen Regierung für alle Deutschen brachte nicht nur die ins Utopische ausufernde Sehnsucht nach einem Großdeutschland hervor, es bewirkte außerdem einen für die deutsche Kultur charakteristischen Mangel an Urbanität. Da es keine Hauptstadt gab, die wie London oder Paris die Normen des Geschmacks und der gesellschaftlichen Umgangsformen prägte, bildete sich in Deutschland eine Kultur

aus, die in ihren höchsten Formen weltbürgerlich und in ihrer Hauptmasse provinziell war. Am kosmopolitischsten war naturgemäß die Musik, da sie als Weltsprache fast überall unmittelbar verstanden werden konnte. Aber auch sie schöpfte aus der in Deutschland überreich ausgeprägten Volksliedkultur der Provinz. Während deutsche Musik, Philosophie und Wissenschaft die nationalen Grenzen mühelos überschritt, blieb ein Großteil der Literatur auf den nationalen Raum beschränkt. Das lag nicht nur an der Sprachgrenze. Es fehlte ihr das, was Autoren wie Shakespeare, Molière, Laurence Sterne, Balzac, Dickens und Tolstoi den Eintritt in die Weltliteratur ermöglichte: Urbanität. Da es keine Hauptstadt gab, fehlten Theater mit nationaler Ausstrahlung, es fehlte die überregionale Presse und besonders die Konversationskultur. Gerade das Letztgenannte ist ein charakteristisches Merkmal der deutschen Kultur, das bis heute nachwirkt. Während für Franzosen und Engländer Redegewandtheit ein Wert an sich ist, glauben die Deutschen, dass es vor allem darauf ankommt, was man sagt. Es ist bezeichnend, dass der witzigste und damit urbanste deutsche Dichter des 19. Jahrhunderts, der deshalb im Ausland auch der beliebteste wurde, die kreativste Zeit seines Lebens nicht in Deutschland, sondern in Paris verbrachte, nämlich der dorthin emigrierte Heinrich Heine.

### Das gebildete Individuum

Frankreich und England hatten die Bildungsideale des *gentilhomme* bzw. des gentleman entwickelt, die auf gesellschaftliche Wirkung ausgerichtet waren. Das deutsche Ideal war dagegen das des gebildeten Individuums. Von einem Gentleman erwartet man in England nicht unbedingt geistige Bildung, dafür aber vornehme Haltung, gepaart mit dezenten Umgangsformen. Vor allem darf ein echter Gentleman seine Bildung nicht herauskehren, er darf sie sich allenfalls durch *understatement* anmerken lassen. Ganz anders in Deutschland. Hier war die Normierung der Umgangsformen nur schwach ausgeprägt. Deshalb machten sich deutsche 'Gebildete' in den Augen von Engländern oft dadurch unbeliebt, dass sie ihre Bildung allzu offen demonstrierten. Franzosen, die selber den geistigen Wettkampf lieben, empfinden das deutsche Verhalten nicht ganz so unangenehm wie Briten, sofern der Wettkampf mit *esprit* und nicht mit bloßem Wissen geführt wird. Auch heute noch werden Ausländer bestätigen, dass die gesellschaftlichen Umgangsformen der Deutschen eher schwach entwickelt sind. Franzosen vermissen an ihnen den gesellschaftlichen Schliff, Engländer die Höflichkeit und Amerikaner die spontane Offenheit, das Lächeln und den freundlichen Gruß, wenn zwei Fremde sich auf der Straße begegnen. Deutsche grüßen einen Bekannten, doch an einem Fremden gehen sie grußlos vorbei, während Amerikaner sich anlächeln und oft etwas sagen. Und auch von Engländern hört man meist ein *nice day*. Das Sich-Abschotten gegenüber dem Fremden ist etwas, das ausländischen Besuchern in Deutschland spontan auffällt. Danach machen sie dann oft die Erfahrung, dass die Deutschen durchaus freundlich und hilfsbereit sind. Auch das hat mit der Sehnsucht nach Geborgenheit zu tun.

### Tüchtigkeitsethik

Als die politisch und ökonomisch zurückgebliebenen Deutschen im 19. Jahrhundert zur Aufholjagd ansetzten, bildeten sie eine Tüchtigkeitsethik aus, für die Fleiß, Ordnungsliebe, Pünktlichkeit, Sauberkeit, Ernsthaftigkeit, Gründlichkeit und Pflichterfüllung heilige Werte wurden. Diese Tugenden stehen auch heute noch bei ihnen hoch im Kurs, selbst wenn sie sie nicht mehr ganz so ernst nehmen. Auch hier ist ein vergleichender Blick auf England aufschlussreich. England, das politisch und ökonomisch an der Spitze stand, bildete im 18. Jahrhundert keine Leistungs-, sondern eine Haltungsethik aus. Wer an der Spitze steht, kann sich selbst nur noch dadurch übertreffen, dass er sich nicht anmerken lässt, wie anstrengend es ist, an der Spitze zu stehen. Genau das macht den Gentleman aus: er darf sich Anstrengung nicht anmerken lassen. Ganz anders die Deutschen, die ihre Tüchtigkeit unter Beweis stellen mussten. Für sie war der Schweiß auf der Stirn kein Makel, sondern ein Ehrenzeichen. So sehen sie es noch heute.

## Jargon der Tüchtigkeit

Von ihrer unangenehmsten Seite zeigt sich die deutsche Tüchtigkeit, wenn Autoren ihre geistige Potenz durch hochtrabenden Jargon demonstrieren. Das geschieht vor allem dort, wo der Rang einer geistigen Leistung nicht auf Anhieb zu erkennen ist. Naturwissenschaftler und Techniker haben es nicht nötig, ihre Leser mit sprachlichem Imponiergehabe zu beeindrucken, da das, was sie sagen, für sich selber spricht. Deutsche Literatur- und Geisteswissenschaftler haben dagegen eine Wettkampfkultur entwickelt, bei der Schwerverständlichkeit als Ausweis von geistiger Tiefe angesehen wird. Das lässt sich tendenziell zwar auch in anderen Nationen beobachten, hat sich in Deutschland aber besonders extrem ausgebildet. Während die englische Haltungsethik es dem Autor verbietet, sich die Anstrengung des Denkens im Stil allzu sehr anmerken zu lassen, pflegen deutsche Intellektuelle ungeniert am geistigen Hochreck zu turnen, um ihre Leser und die Konkurrenten zu beeindrucken. Das gilt zwar nicht für alle Autoren, ist aber ein Merkmal, das in Deutschland eine lange Tradition hat. Bei internationalen Kongressen lässt sich beobachten, wie Engländer und Amerikaner ihre Vorträge erst einmal mit einem Witz beginnen, während die Deutschen sich oft schon mit dem ersten Satz aufs Hochreck schwingen.

## Gemütlichkeit

Selbst die fleißigsten Deutschen konnten nicht rund um die Uhr tüchtig sein. Deshalb brauchten sie ein Rückzugsgebiet, in dem sie sich vom Stress der Tüchtigkeit erholen konnten. Auch diese Sphäre hat ein typisch deutsches Armoma und trägt den Namen des bereits erwähnten deutschen Urworts *Gemütlichkeit*. Deutsche möchten um sich herum eine Art Gemütlichkeitsraum haben, in dem sie zwanglos miteinander verkehren können. Das zeigt sich besonders deutlich am deutschen Humor. Im englischen Humor, der weltweit als Markenartikel gilt, lauert fast immer ein Stachel, ebenso im französischen. Der deutsche dagegen ist zunächst einmal auf arglose Weise gemütlich. Er dient dazu, einen störungsfreien Innenraum herzustellen. Nur wenn es gilt, einen Störer aus diesem Innenraum "hinauszulachen", zeigt der deutsche Humor moralisierende Kälte. Diese beiden Erscheinungsformen - die gemütliche und die moralisierende - zeigen sich beinahe täglich, mindesten aber an Wochenenden in der Fernsehunterhaltung. Die so genannten Familiensendungen mit Volksmusik, romantischer Landschaft und dialektgefärbter Sprache werden von Ausländern als typisch deutsch empfunden. Typisch deutsch sind aber auch die Kabarettssendungen, die ein Charakteristikum deutscher Fernsehunterhaltung sind. Hier werden die Störer der Ordnung, in erster Linie die Politiker, moralisierend an den Pranger gestellt.

## Stadtbürger- und Staatsbürgerhumor

Während Engländer, Franzosen und Amerikaner eher dazu tendieren, mit dem Störer gegen die Ordnung zu lachen, lachten die Deutschen bis vor kurzem lieber mit der Ordnung gegen den Störer. Erst seit Deutschland nach dem Zweiten Weltkrieg zur westlichen Wertegemeinschaft gehört, kehrte auch hier der anarchisch-respektlose Humor zurück, den die Deutschen schon einmal hatte. Es ist der Stadtbürgerhumor, der sich im Spätmittelalter überall in der westeuropäischen Stadtkultur ausgebildet hatte. Zur Zeit von Till Eulenspiegel lachten die Deutschen genauso respektlos gegen die Obrigkeit, wie sie es heute wieder tun. Doch als im Dreißigjährigen Krieg die deutschen Städte entvölkert und z.T. zerstört wurden, verschwand dieser Humor. Seine Wiederauferstehung erlebte er in der Form eines Staatsbürgerhumors, der der Sehnsucht nach Ordnung und nach Schutz von Seiten des Staates entsprang. Erst nach dem Zweiten Weltkrieg lernten die Deutschen allmählich auch über den grausamen Humor Monty Pythons zu lachen, obgleich die ältere Generation diesen Humor lange Zeit als geschmacklos empfand.

Es gibt Beispiele, an denen sich der große Unterschied zwischen deutschem und englischem bzw. westlichen Humor besonders deutlich zeigt. Engländer wollen den deutschen Gemütlichkeitshumor oft gar nicht als Humor anerkennen. Den moralisierenden mögen sie erst recht nicht. Deshalb hält sich auf der Insel das Klischee von den humorlosen Deutschen. Von den Klassikern des deutschen Humors hat es nur einer zu einer gewissen Akzeptanz auch bei den Briten gebracht: der *Struwwelpeter*. Das kommt aber nur daher, dass die Briten diese Geschichten als Nonsens und schwarzen Humor lesen, während die Deutschen sie ihren Kindern, so wie der Verfasser Hoffmann es beabsichtigt hatte, als moralische Warnung vor schlechtem Verhalten vorlasen. Ein anderes Beispiel ist der englische Sketch *Dinner for One*, der in Deutschland jedes Jahr zu Silvester auf mehreren Fernsehkanälen gezeigt wird. Deutsche halten ihn für typisch englisch, während die Engländer ihn überhaupt nicht kennen. Tatsächlich ist darin kaum etwas, was Engländer zum Lachen reizen würde: keine versteckte Bosheit, kein schwarzer Humor. Doch für Deutsche zeigt der Sketch eine skurrile Art von Gemütlichkeit: eine alte Dame feiert jedes Jahr zusammen mit ihren längst verstorbenen Freunden ihren Geburtstag, wobei ihr Butler ihr im Namen jedes der nicht anwesenden Freunde zuprosten muss, bis er vollständig betrunken ist. Humor mit einem Schuss von Melancholie und Sentimentalität ist immer noch etwas typisch Deutsches.

### Deutsche Flüche

Eine interessante, wenngleich schwer zu beantwortende Frage ist die, weshalb sich Deutsche beim Fluchen vor allem auf die Fäkalsphäre, Engländer und Amerikaner dagegen auf die Genitalsphäre beziehen, während die drei Nationen beim Gebrauch von religiösen Flüchen kaum Unterschiede erkennen lassen. Das Fluchen dient der emotionalen Entlastung. Deshalb braucht man dafür den Widerstand einer tabuisierten Sphäre, damit sich beim Durchbrechen des Widerstands die Entlastung einstellen kann. Im gesellschaftlich ausgerichteten und zudem puritanisch geprägten angelsächsischen Raum bot offenbar die sexuelle Schamschranke den stärksten Widerstand, während die Deutschen ihn in der Ekelschranke sahen. Die Schamschranke reguliert die zwischenmenschlichen Beziehungen, die Ekelschranke sorgt für Sauberkeit des unmittelbaren Lebensraums. Die Vermutung liegt nahe, dass für die deutsche "Kultur der Innerlichkeit" Sauberkeit den höheren Wert hatte, während die englische Haltungsethik der Scham mehr Gewicht beimaß. Es ist plausibel anzunehmen, dass für ein auf Sicherheit bedachtes Volk die Sauberkeit des Innenraums noch wichtiger war als der soziale Status.

### Die heutigen Deutschen

Vieles von dem, was einst als typisch deutsch galt und vielfach noch heute dafür gehalten wird, trifft längst nicht mehr zu. Die heutigen Deutschen sind nicht obrigkeitshöriger als ihre westlichen Nachbarn. Von ihrem Militarismus, der zeitweilig sprichwörtlich war, ist nichts mehr zu spüren. Im Gegenteil, ihre Friedfertigkeit geht so weit, dass man ihnen militärische Drückebergerei vorwirft, wenn es darum geht, westliche Werte mit der Waffe zu verteidigen. Auch wenn sie in ihrer Alltagskultur noch immer den Hang zur Gemütlichkeit haben, ist doch soviel von der allgemeinen westlichen Kultur in sie eingedrungen, dass die Unterschiede immer mehr verblassen. Diese Verwestlichung, die nach dem Kriege einsetzte und stetig voranschritt, wurde im Ausland lange Zeit kaum wahrgenommen. Deshalb war es für ausländische Beobachter so überraschend, als sie anlässlich der Fußballweltmeisterschaft von 2006 nach Deutschland kamen und dort ein Volk vorfanden, das sie kaum wiedererkannten. Nachdem noch Monate vor Beginn der Wettkämpfe öffentlich von *no go areas* gesprochen wurde, von Regionen, in die sich Menschen von fremdländischem Aussehen besser nicht wagen sollten, erlebten die Beobachter und Kommentatoren danach Menschen, die sich Fremden gegenüber heiter und freundlich gaben und am Ende den dritten Platz so ausgelassen feierten, als seien sie Weltmeister geworden.

Das so genannte "Sommermärchen" war nicht die Zäsur, als die es empfunden wurde, sondern nur das Großereignis, das einen seit langem voranschreitenden Kultur- und Mentalitätswandel sichtbar machte. Dennoch hat sich das oben erwähnte Grundgewebe der deutschen Alltagskultur noch längst nicht aufgelöst. Das Streben nach Sicherheit ist hier noch immer stärker ausgeprägt als in den Nachbarvölkern, vor allem, dort wo es um die Stabilität der Währung geht. Auch der Hang zur Gemütlichkeit prägt weiterhin die deutsche Unterhaltungskultur, und die Neigung mit der Ordnung gegen den Störer zu lachen besteht immer noch, sonst gäbe es nicht die vielen kabarettistischen Fernsehsendungen. Alle Tugenden, die der Sicherheit und der störungsfreien Ordnung dienen - wie Pünktlichkeit, Fleiß, Sauberkeit, Gründlichkeit und Pflichterfüllung - stehen bei den Deutschen weiter hoch im Kurs, obgleich sie selber in der Realität weniger arbeiten als viele andere Völker und auch nicht unbedingt sauberer sind. Es muss aber hinzugefügt werden, dass dies keine ausschließlich deutschen Tugenden sind, sonst wäre Singapur das deutscheste Land der Welt.

Schwach entwickelte Urbanität prägt auch heute noch die deutsche Kultur. Während Berlin noch nicht die urbanisierende Ausstrahlung von Paris und London hat, sorgt auf der anderen Seite das Erbe der deutschen Kleinstaaterei dafür, dass in den Hauptstädten der Provinz wie München, Stuttgart, Frankfurt, Köln, Hamburg, Leipzig und Dresden urbanes Leben mit geringerer Reichweite nachwächst. Die starke Betonung des Ernsthaften und Anspruchsvollen prägt immer noch die deutsche Hochkultur, die aber nur eine kleiner werdende Minderheit erreicht. Die Massenkultur mit Pop, Rock und Sport wird dagegen von Jahr zu Jahr internationaler. Es ist die Kultur des *global village*, des globalen Dorfs.

### Nationalgefühl an kurzem Zügel

Auch wenn beinahe täglich in der Presse von rechtsradikalen Aktivitäten berichtet wird, ist doch kaum zu bestreiten, dass der daran beteiligte Bevölkerungsanteil eher kleiner ist als in den meisten Nachbarländern. Für die große Mehrheit, die sich nicht daran beteiligt, gilt dagegen, dass sie sich geradezu scheut, ihr Nationalgefühl zu zeigen. Aus dem Munde von Amerikanern hört man ständig, dass sie stolz auf ihre Nation sind. Briten zeigen es eher indirekt. Die Deutschen neigen zur gänzlichen Unterdrückung solcher Äußerungen. Natürlich ist es angesichts der von Deutschen begangenen Gräueltaten im Zweiten Weltkrieg für einen Angehörigen dieses Volkes nicht eben leicht auf die eigene Nation stolz zu sein. Viele Deutsche pflegen hinzuzufügen, dass man überhaupt nur auf das stolz sein kann, was man selbst geleistet hat. Jedenfalls lässt sich die große Mehrheit der Bevölkerung ihren Nationalstolz weniger deutlich anmerken als die Mehrheit der Amerikaner, Engländer und Franzosen. Der Verdacht liegt nahe, dass gerade das ein Motiv für die rechtsradikale Szene ist, umso deutlicher Flagge zu zeigen.

### Die Deutschen und ihre Geschichte

Obwohl die Deutschen sich gleich nach dem Zweiten Weltkrieg schwer damit taten, ihre schuldbeladene Vergangenheit zu bewältigen, haben sie dies danach auf eine Weise getan, die ihnen große Achtung in der Welt einbrachte. Zuerst fühlten sie sich - wie hätte es anders sein können - nicht befreit, sondern besiegt. Dann kam die Phase, in der sich die Schuldigen zu bloßen Mitläufern, die Mitläufer zu inneren Emigranten und die inneren Emigranten zu Widerstandskämpfern weißzuwaschen versuchten. Doch zuletzt kam es mit den Auschwitzprozessen und den Wiedergutmachungsgesetzen zu einer breiten Bewegung, die zwar immer noch viel zu wünschen übrigließ, aber im Vergleich mit anderen Nationen, die auf ähnliche Weise schuldig geworden waren, doch als aufrichtige Vergangenheitsbewältigung gelten kann. Durch die Wiedervereinigung schloss sich auch noch die letzte offene Wunde, die der Krieg hinterlassen hatte. Zu den unwiederbringlichen Verlusten zählen aber nicht nur die verlorenen Ostgebiete und die zerstörten Kulturschätze im Innern des Landes, sondern in gewissem Sinn die gesamte deutsche Geschichte jenseits von 1949. Engländer identifizieren sich mit ihrer nationalen Geschichte bis zurück zur Magna Charta von 1215 und noch darüber hinaus bis zu

Alfred dem Großen, dem Vater der Nation. Bei Amerikanern reicht die historische Identifikation bis zur Landung der Pilgerväter 1620, an die noch immer mit dem alljährlichen Thanksgiving-Fest erinnert wird, das für sie mit ähnlich starken Emotionen besetzt ist wie der Heiligabend für die Deutschen. Franzosen haben ein nicht ganz so ungebrochenes Verhältnis zu ihrer Geschichte, doch immerhin reicht ihre Identifikation bis zur Revolution von 1789. Die Identifikation der Deutschen beginnt mit dem Grundgesetz der Bundesrepublik. Jenseits davon ist es für sie schwer, mit Stolz auf irgendeinen nationalen Heros zu schauen. Weder Kaiser Wilhelm I., noch Bismarck, noch Friedrich der Große noch einer der Kaiser des ersten deutschen Reiches bieten sich dafür an. Dieser Riss zwischen dem heutigen Deutschland und seiner Geschichte hat den Deutschen sicher geholfen, in die Familie der westlichen Wertegemeinschaft einzutreten, gegen die sie sich zu Zeiten ihres politischen Sonderwegs so sehr gesträubt hatten. Doch ein Verlust bleibt die verlorene Identifikation mit der Geschichte trotzdem. Als Ersatz dafür dient den Deutschen, zumindest der Bildungsschicht, die Kultur, und da wiederum der deutscheste Teil, die Musik. Nirgendwo auf der Welt gibt es auf so engem Raum so viele Opernhäuser und Sinfonieorchester wie hier.

### Negative Züge

Schwer tun sich die Deutschen, zumal die in den neuen Bundesländern, im Umgang mit Fremden. Die vielbeschworene Willkommenskultur ist noch nicht Realität und auch der Widerstand gegen eine gesetzliche Einwanderungsregelung hält an. Andererseits ist kaum zu bestreiten, dass die Deutschen mit den Zuwanderern so friedlich zusammenleben wie manche der Nachbarn sich das für ihr eigenes Land wünschen würden. Unbestreitbar ist aber auch, dass noch vieles im Argen liegt. So sorgt das tief eingefleischte Besitzstandsdenken, das dem Verlangen nach Sicherheit entspringt, dafür, dass das Schulsystem eher zur Zementierung der Klassenzugehörigkeit als zur Eröffnung von Aufstiegschance beiträgt. Da Besitzstände kaum angetastet werden dürfen, lässt sich die Chancengerechtigkeit nur durch Verteilung von Zuwächsen verbessern. Die aber setzen ökonomisches Wachstum voraus. Zu den hässlichsten Seiten der Deutschen im Alltag zählt ihr Verhalten im Straßenverkehr. Schlimmer als bloße Rücksichtslosigkeit ist hier die Rechthaberei, z. B. das strafende Hupen, wenn einem Fahrer die Vorfahrt genommen wird, selbst wenn der nicht einmal abbremsen musste. Hier wirkt die oben erwähnte Prinzipienreiterei mit der Tüchtigkeitsethik zusammen, denn im Straßenverkehr zeigt man, dass man sich von anderen nicht die Butter vom Brot nehmen lässt. Auch das ist Besitzstandswahrung.

Manches Verhalten der Deutschen wird von Ausländern als unfreundlich oder gar ruppig empfunden, obwohl es gar nicht so gemeint ist. Deutsche pflegen ihre Meinung gerade heraus zu sagen und halten das für offen und ehrlich, während es von Nichtdeutschen eher als unhöflich empfunden wird. Hier fehlt sowohl den Deutschen wie ihren ausländischen Besuchern die nötige Information über die unterschiedlichen Verhaltenscodes. Glücklicherweise scheinen sich beide Seiten aber rasch aneinander zu gewöhnen, denn sehr oft machen Ausländer die Erfahrung, dass auf das, was sie anfangs als barsch empfanden, ein freundliches Hilfsangebot folgt. Jedenfalls werden die Deutschen überwiegend als hilfsbereit und spendenfreudig bezeichnet. Franzosen vermissen an ihnen weiterhin das *savoir vivre*, und Engländer, die an eine Kultur des Understatement gewöhnt sind, empfinden die Deutschen als auftrumpfend. Amerikaner scheinen die geringsten Probleme mit ihnen zu haben. Für sie hat die deutsche Gemütlichkeit offenbar einen exotischen Reiz. Heidelberg, die Ludwig-Schlösser in Bayern, das Münchner Oktoberfest und eine Flusskreuzfahrt auf dem Rhein sind für sie attraktive Reiseziele.

### Die gute Seite

Die vielleicht beste Eigenschaft der heutigen Deutschen ist ihre Nüchternheit. Sie hat erst in jüngster Zeit die Oberhand gewonnen. Aus den einstigen Träumern, die nach der

blauen Blume der Romantik suchten und sich danach für die Bannerträger eines Übermenschentums hielten, sind inzwischen nüchterne Realisten geworden. Wo andere Völker die Fahne am Nationalfeiertag hissen, tun die Deutschen dies nur aus Anlass einer Welt- oder Europameisterschaft im Fußball. Bei Wahlen scheinen sie sich an die Devise zu halten: der Spatz in der Hand ist besser als die Taube auf dem Dach. Früher ließen sie sich noch verführen, wenn statt der Taube ein Adler auf dem Dach erschien, heute scheint die große Mehrheit immun gegen nationalistisches Rattenfängertum zu sein. Die Schattenseite der Nüchternheit ist eine gewisse Mutlosigkeit, die sich in der großen Politik als Halbherzigkeit äußert. So waren die Deutschen anfangs Vorreiter bei der europäischen Einigung und der grünen Klimapolitik. Doch seit düstere Wolken über dem Euro heraufzogen, sehnten sich viele zur heimatlichen D-Mark zurück; und auch ihre Unterstützung für erneuerbare Energie ließ mit zunehmendem Strompreis nach. Etwas mehr politische Tatkraft von deutscher Seite täte Europa wahrscheinlich gut, doch dazu müsste das deutsche Volk seine politische Halbherzigkeit überwinden. Die Frage ist nur: Würde das den europäischen Partnerstaaten gefallen?

### Berlin

Zu den auffälligsten Entwicklungen der jüngsten Zeit gehört der Aufstieg Berlins in die Liga der Weltmetropolen. Das ist umso verwunderlicher als Berlin neben London, Paris und New York eher unscheinbar wirkt. Zwar hat die Stadt kulturell viel zu bieten, doch an architektonischer Schönheit, historischem Flair und gesellschaftlicher Weltläufigkeit kann sie mit den drei anderen nicht mithalten. Gerade das scheint aber die wachsende Zahl von Touristen und Zuzüglern aus dem Ausland besonders zu schätzen. Berlin war auch schon in seiner ersten kurzen Blütezeit eine junge Stadt und ist es jetzt wieder. Hier mischen sich die Kulturen des Westens mit denen des Ostens und alles ist noch so wenig verfestigt, dass die junge Generation dies als einen vielversprechenden Freiraum empfindet. Berlin ist inzwischen so internationalisiert, dass sich darin das typisch Deutsche weitgehend aufgelöst hat. Während München weiterhin bayerisch, Hamburg hanseatisch und Köln rheinisch ist, hat sich das einstmals preußische Berlin nach dem Verschwinden Preußens zu einem Muster für das Vereinte Europa entwickelt: eine Stadt, in der sich auch die Ausländer wohlfühlen scheinen. Seit Berlin nicht nur Hauptstadt, sondern auch wieder Regierungssitz ist, trägt es natürlich auch diese Bürde und muss mit seinem Namen für alles herhalten, was von der Regierung entschieden wird. Das hat in jüngster Zeit im Streit um die Lösung des Griechenland-Problems Erinnerungen an Zeiten geweckt, als von Berlin aus brutale Großmachtspolitik betrieben wurde. Doch vor Deutschland braucht sich heute niemand zu fürchten. Wenn ausgerechnet ein führender polnischer Politiker sagte, für ihn sei nicht zuviel, sondern zu wenig Führung der Deutschen Anlass zur Besorgnis, dann sollte das auch die übrigen Nachbarländer beruhigen. Die Frage ist nur: Wie kann Deutschland führen, ohne dass die Erinnerung an den Führer hochkommt? Mit diesem Dilemma wird Deutschland noch lange zu kämpfen haben.

---



SYMPOSIUM 2015

Prof. Dr. Michael Simon

Universität Mainz

## Die Eigenarten der Deutschen: Biertrinken!?

Über das typisch Deutsche wurde immer wieder nachgedacht und geschrieben. Mit den nachfolgenden Überlegungen versuche ich mich dem Thema als Vertreter eines Faches zu nähern, das man als Spezialwissenschaft für das typisch Deutsche bezeichnen könnte, nämlich die deutsche Volkskunde. Zwar nennt sich dieses Fach heutzutage eher Kulturanthropologie, Europäische Ethnologie oder Empirische Kulturwissenschaft, aber es wäre falsch zu leugnen, dass sich diese Disziplin einst im 19. Jahrhundert formiert hat, um die Wesensarten des deutschen Volkes und der deutschen Kultur genauer zu untersuchen. Bemerkenswert ist hinsichtlich der frühen Fachprogrammatisierung, dass sie nicht auf eine nationale Selbstbeschränkung ausgerichtet war, wie man meinen könnte, sondern tatsächlich auch den Kulturvergleich berücksichtigte. Bei Wilhelm Heinrich Riehl, einem heute eher umstrittenen Vertreter des Faches in seiner Frühphase, heißt es etwa um die Mitte des 19. Jahrhunderts: „[D]ie Volkskunde ist ihrer Natur nach vergleichend, aus der vergleichenden Beobachtung entwickelt sie ihre Gesetze, und der ächte Volksforscher reist, nicht bloß um das zu schildern, was draußen ist, sondern vielmehr um die rechte Sehweite für die Zustände seiner Heimath zu gewinnen.“<sup>1</sup>

Was man hier in altertümelnden Sätzen formuliert findet, lässt sich durchaus als zeitgemäßes Konzept verstehen, das sich auch in der neueren Forschung wiederfindet. Der amerikanische Kulturanthropologe Philip K. Bock definiert etwa den Begriff der „Kultur“ als das, was dich im weitesten Sinne „zum Fremden macht, wenn du von daheim fort bist.“<sup>2</sup>

Dass sich bei solchen Begegnungen nicht nur ein Gefühl der Desorientierung hinsichtlich der neuen Lebensumstände einstellen kann, sondern sich auch ein fremder Blick auf die bis dahin vertraute Herkunftskultur gewinnen lässt, ist eine Erfahrung, die wohl jeder bei einem längeren Auslandsaufenthalt schon einmal machen durfte. Für mich persönlich verbinden sich solche Eindrücke mit einem Studienaufenthalt in Südkorea zu Beginn der 1980er-Jahre. Damals studierte ich zusammen mit vielen anderen Ausländern Koreanisch an einer Seouler Universität. Zum Semesterbeginn wurden wir alle im Rahmen einer kleinen Begrüßungsfeier aufgefordert, unser Herkunftsland mit einem typischen Lied aus der Heimat vorzustellen. Während die Amerikaner, Filipinos und Japaner munter drauflossangen, stellte uns Deutsche die besagte Aufgabe vor große Schwierigkeiten: Was sollten wir als Angehörige jener Generation vortragen, der man das nationale Volksliedgut genommen hatte? Wo sind eure alten Lieder geblieben, fragte Franz Josef Degenhardt schon Ende der 1960er-Jahre in einem Song und antwortete in der 3.

Strophe: „Tot sind unsre Lieder, / unsre alten Lieder. / Lehrer haben sie zerbissen, / Kurzbehoste sie verklampft, / braune Horden totgeschrien, / Stiefel in den Dreck gestampft.“<sup>3</sup> Alternativ ist meine Generation mit angloamerikanischen Popsongs großgeworden, deren Vortrag sich in der besagten Situation allerdings weniger empfahl. Ein etwas älterer deutscher Kommilitone, der schon einige Semester in Korea war – pikanterweise um sich als Missionar der Vereinigungskirche ausbilden zu lassen und die Schriften von Reverend Moon im Original zu lesen –, übernahm kurzerhand die Führung und studierte mit uns das „Heidenröslein“ ein. Unsere anschließende Darbietung war sicherlich kein musikalischer Genuss, aber das koreanische Publikum zeigte sich begeistert: Wir hatten ihre Erwartungen erfüllt, präsentierten uns als typische Deutsche, als Vertreter eines Landes der Dichter und Denker, die sozusagen ihren Goethe kannten und verehrten. Das fragliche Bild, dem wir uns bei dieser Gelegenheit ausgeliefert fühlten, ließ sich auf jeden Fall leichter akzeptieren als das rüde Vorurteil eines Amerikaners, der wenig später den Kontakt zu uns abbrach, da er meinte, alle Deutschen seien Nazis, mit denen er nicht sprechen würde.

So oder so, die Begegnung mit Angehörigen fremder Nationen lässt scheinbar spezifische Wesensmerkmale der eigenen Kultur aufscheinen und genauer fassen, was methodisch ein vielversprechender Ansatz auf der Suche nach dem typisch Deutschen sein dürfte. Freilich sind die auf diesem Weg zu sammelnden Erkenntnisse schon bei oberflächlicher Betrachtung ziemlich verwirrend und wenig eindeutig. Weithin bekannte Etikettierungen umschreiben die Deutschen etwa als fleißig, aber auch als besserwischerisch, sowohl als kulturell begabt, wie auch als humorlos und aggressiv („furor teutonicus“), ebenso als Vereinsmeier wie als distanziert und reserviert. Daneben existieren zahlreiche andere Zuschreibungen, von denen nicht zuletzt die der Bierliebenden Nation zu den gängigsten gehört.<sup>4</sup> Für meine weiteren Ausführungen habe ich dieses Klischee ausgewählt, um mich genauer mit den kulturellen Hintergründen nationaler Stereotypik, mit dem typisch Deutschen, auseinanderzusetzen.

Immerhin handelt es sich bei der Bierliebe der Deutschen um eine schon seit langem belegte Eigenart, für die sich ein reiches historisches Quellenmaterial beibringen lässt. Einen anschaulichen Bildbeleg liefert etwa die Reisebeschreibung des Engländers Thomas Coryate, der zu Beginn des 17. Jahrhunderts eine Fußreise durch mehrere Länder Europas unternahm. (Abbildung 1) Auf dem Titelblatt seines 1611 veröffentlichten Berichts<sup>5</sup> findet man ihn als Gentleman im Porträt abgebildet, umrahmt von drei Grazien, bei denen es sich um allegorische Darstellungen der von ihm bereisten Länder handelt: Frankreich, Deutschland und Italien. Während sich die Französin auf der linken Seite in stolzer Haltung emporreckt, wirkt die Italienerin



Abb. 1

auf der rechten mit ihrem offenen Dekolleté ziemlich frivol, wohingegen Germania, die auf ihrem Kopf ein kleines Bierfässchen als Krone trägt, vor allem durch ihr peinliches Verhalten auffällt: Sie hat offensichtlich mal wieder über den Durst getrunken und muss sich auf das Haupt des Autors übergeben.

Die traditionelle Vorliebe der Deutschen für das Bier findet man übrigens nicht nur in den Texten von Ausländern thematisiert, sondern sie wurde auch all jenen Landsleuten schmerzlich bewusst, die es in die Fremde verschlug. Ein aufschlussreiches Beispiel verdanken wir in dieser Hinsicht Liselotte von der Pfalz (1652–1722), die nach der Verheiratung mit dem Herzog von Orléans nach Frankreich übersiedelte und dort am Hofe Ludwigs XIV. lebte. Aus ihrer Hand haben sich viele Briefe erhalten, die intime Einblicke in den Alltag bei Hofe vermitteln. Einer ihrer Briefe handelt auch von den neuen Heißgetränken, die damals gerade in Europa aufkamen<sup>6</sup> und die hiesigen Nahrungskulturen revolutionieren sollten. Allerdings war Liselotte keine Freundin dieser neomodischen Luxusgüter. Vielmehr schrieb sie: „Thé kompt mir vor wie heü undt mist, caffè wie ruß undt feigbonnen, undt chocolate ist mir zu süs, kann also keines leyden, chocolate thut mir wehe im magen. Waß ich aber woll eßen mögte, were eine gutte kalteschal oder eine gutte biersub, daß thut mir nicht wehe im magen.“<sup>7</sup>

Für die französischen Zeitgenossen wird der eigensinnige Geschmack der Schwägerin des Sonnenkönigs keine besondere Überraschung gewesen sein, passte er doch gut zu ihrem Bild von den trunksüchtigen Deutschen mit ihrer hinterwäldlerischen Vorliebe für das schwere, plumpe Bier.<sup>8</sup> Daran sollte sich auch knapp zweihundert Jahre später wenig geändert haben. Erstaunt berichtete der französische Dichter Jules Laforgue am Ende des 19. Jahrhunderts (1887), „daß das Bier nicht nur in München, sondern auch in Berlin ‚salonfähig, ja sogar hoffähig‘ sei: Es werde auch in Museen ausgeschenkt, und die Berliner Philharmoniker spielten ‚vor einem Bier trinkenden Saal‘; selbst Weißbier (‚ein abscheuliches Gesöff‘) tranken die vornehmsten Leute mit Wonne“, wobei *horrib[ille] dictu* ein riesiges Glas ‚reihum von Gurgel zu Gurgel‘ gehe.“<sup>9</sup> Der sich hier aufdrängende Verdacht, die zitierte Eigenart sei vielleicht gar nicht zu verallgemeinern, sondern habe eher etwas mit der Vorliebe der Franzosen für den Wein zu tun, lässt sich schnell mit dem Hinweis auf Beobachtungen von Autoren anderer Nationalität zerstreuen. Wenige Jahre vor dem Bericht von Laforgue erschien Mark Twains „Bummel durch Europa“ (1880), der ihn auch nach Heidelberg führte, wo er das deutsche Studentenleben unter die Lupe nahm. Auffällig erschien ihm hierzulande die große Freizügigkeit des Universitätslebens, die er darin erkannte, dass der deutsche Student nur diejenigen Vorlesungen besuche, „die seinem erwählten Fachgebiet entsprechen, und den Rest des Tages hindurch trinkt er sein Bier, zerrt seinen Hund umher und läßt es sich allgemein gut gehen.“<sup>10</sup>

Das Heterostereotyp vom Biertrinkenden Deutschen dürfte spätestens mit der Reichsgründung 1871 einem verbreiteten Autostereotyp – also einem Selbstbild der Deutschen – entsprochen haben. Zwar ist in Hoffmann von Fallerslebens Lied der Deutschen nicht vom Bier, sondern vom Wein als Nationalgetränk die Rede, aber abgesehen davon, dass das Lied erst im 20. Jahrhundert zur Nationalhymne avancierte,<sup>11</sup> passte das bodenständige Bier im Deutschen Kaiserreich viel besser in das seinerzeit projektierte Bild einer autochthonen Nationalkultur, auf jeden Fall besser als der von den Römern offenkundig übernommene Weinanbau. Abstinenzler und Temperenzler hatten es schwer in einer Gesellschaft, in der das Biertrinken einem nationalen Bekenntnis entsprach. Wer trank, erfüllte sozusagen seinen Dienst und seine Pflicht am Vaterland. Er pflegte Traditionen, von denen man meinte, sie seien urwüchsig und hätten sich seit den Tagen der alten Germanen bewahrt. Furchtloses Biertrinken galt als klassisches Mannbarkeitsritual. Überall dort, wo sich echte deutsche Männer versammelten, musste getrunken werden, bei den Studenten, bei den Soldaten, im Verein. Die sichtbaren Folgen dieser Saufgelage, die sogenannten Bierbäuche, waren keineswegs verpönt, sondern galten als Zeichen wahrer Männlichkeit<sup>12</sup> und dienten in der Auseinandersetzung mit den lebensreformerischen

schen Anti-Alkoholikern geradezu als Nachweis einer gesunden Lebensführung. (Abbildung 2)



Abb. 2

Diese Vorstellungen gerieten unter dem Eindruck des Ersten Weltkrieges ins Wanken, auch wenn das Schicksal der deutschen Nation auf unheilvolle Art und Weise mit dem Bier verbunden blieb: Im Münchner Hofbräukeller hielt Adolf Hitler 1919 seine erste parteipolitische Rede, im folgenden Jahr wurde im Hofbräuhaus am Platzl die NSDAP gegründet. Nach Meinung des Mainzer Publizisten Martin Hecht war es das Biotop der Münchner Bierkeller, das „die ersten Nazi-Horden in Stimmung brachte“ und sie „hinaus zum Marsch auf die Feldherrnhalle trieb.“<sup>13</sup> Aus dem scheinbar harmlosen Bierrausch der Deutschen erwuchs somit jener fatale Blutausch, der den Lauf der Geschichte dauerhaft veränderte und die Experten bis heute darüber nachdenken lässt, welche besonderen Eigenarten das deutsche Volk so gefährlich werden ließen.<sup>14</sup>

Der deutsche Bierkonsum blieb von den tragischen Ereignissen freilich weitgehend unberührt bzw. erholte sich nach dem Zweiten Weltkrieg mit dem wirtschaftlichen Aufschwung in den 1950er-Jahren schnell.<sup>15</sup> Unverbrüchlich scheint die Treue der Deutschen zum Bier zu sein, wie man nicht zuletzt diversen Schlagertexten entnehmen kann, die immer wieder große Popularität erreicht haben: 1963 komponierte Paul Kuhn den Evergreen „Es gibt kein Bier auf Hawaii“<sup>16</sup>, in dem ein Mann seiner langjährigen Freundin die Ehe verweigert, da sie in den Flitterwochen nach Hawaii reisen will, wo es eben kein Bier gibt. 1979 sang Peter Alexander unberührt von allen emanzipatorischen Entwicklungen in der damaligen Zeit „Ich lass dir den Kochtopf, lass du mir mein Bier“<sup>17</sup>, und aktuell ist es Mickey Krause, der mit folgenden Textzeilen die Partystimmung in Deutschland anheizt: „Geh mal Bier hol'n, du wirst schon wieder hässlich. 1, 2 Bier, und du bist wieder schön“.<sup>18</sup> Um im Bild zu bleiben, 1, 2 Bier scheinen hierzulande zu genügen, um eine nur notdürftig kaschierte Schicht atavistischer und kulturell confirmierter Verhaltensweisen offenzulegen, die sich durch männliche Überlegenheits- und Enthemmungsphantasien auszeichnen. Man ist geneigt zu schlussfolgern, dass der deutsche Mann offensichtlich ohne Bier nicht den an ihn gestellten gesellschaftlichen Rollenerwartungen entsprechen kann bzw. diese vornehmlich durch den biertrinkenden Mann bestimmt werden.

Wen verwundert es nach diesen Ausführungen noch zu hören, dass Deutschland neben Tschechien und Österreich tatsächlich den höchsten Pro-Kopf-Konsum an Bier in Europa aufzuweisen hat.<sup>19</sup> Seit Jahren bewegen sich diese drei Länder in der Spitzengruppe und bilden zusammen mit Polen eine Hochburg der Biertrinker in der Mitte von Europa. Das Stereotyp vom bierliebenden Deutschen findet eine letzte Bestätigung durch eine Umfrage der Zeitschrift *Eltern family*, bei der 2007 1632 Schülerinnen und Schüler im Alter von neun bis 19 Jahren danach gefragt wurden, was für sie typisch deutsch sei. Mehr als ein Drittel und damit die meisten antworteten, dass es das Bier sei, das die besondere Eigenart der Deutschen ausmache.<sup>20</sup> Wenn selbst schon die jüngste Generation davon überzeugt ist, dass sich die Deutschen durch ihre Vorliebe für das Bier auszeichnen, muss an der Sache etwas dran sein, denn nicht ohne Grund lautet ein bekanntes deutsches Sprichwort „Kindermund tut Wahrheit kund“!

Ich habe in meinen vorangegangenen Ausführungen viel Mühe darauf verwandt, eine typische Eigenart der deutschen Kultur in Geschichte und Gegenwart vorzustellen und deren Existenz in geradezu essentialistischer Weise zu erklären. Biertrinken ist typisch deutsch, ist ein wesentlicher Bestandteil unserer deutschen Kultur, in der wir aufgewachsen sind und die uns prägt. Dies zu wissen, ist demnach für Migranten wichtig, wenn sie die deutsche Gesellschaft verstehen wollen. Der 2. Teil meines Beitrags soll nun aber dazu dienen, dieses gerade sorgsam aufgebaute Bild wieder zu dekonstruieren. Dabei orientiere ich mich an der Vorstellung, dass wir uns ‚Kultur‘ in der komplexen Welt der Gegenwart nicht wie ein Gepäckstück vorstellen dürfen, das uns im Prozess der Enkulturation aufgeladen wird und mit dem wir dann mehr oder weniger unabänderlich durchs Leben laufen müssen. Vielmehr sollten wir unter dem Begriff ‚Kultur‘ etwas sehr viel Dynamischeres und weniger Determinierendes verstehen, das uns tatsächlich zu ganz unterschiedlichen Verhaltensweisen ermächtigt. Meine weitere Argumentation werde ich in acht kurzen Schritten vollziehen.

1. Ich beginne mit dem statistischen Befund, der doch sehr eindeutig zu sein schien und dokumentierte, dass sich Deutsche durch einen übermäßigen Bierkonsum in Europa auszeichnen. Allerdings lassen sich diese Daten vor dem Hintergrund anderer Zahlen schnell relativieren, etwa wenn man sich vergegenwärtigt, wie der Getränkekonsum im Allgemeinen aussieht.<sup>21</sup> Die entsprechenden Statistiken belegen, dass Bier keineswegs das beliebteste Getränk der Deutschen ist, sondern dass sie viel mehr Bohnenkaffee, Mineral-, Quell- und Tafelwasser sowie andere Erfrischungsgetränke zu sich nehmen. Mit diesen Zahlen vor Augen müsste man eigentlich sagen, dass es typisch deutsch sei, Kaffee zu trinken.
2. Andere Statistiken bestätigen tatsächlich, dass in Deutschland überdurchschnittlich viel Kaffee getrunken wird: 2012 lag der Pro-Kopf-Verbrauch hierzulande bei 7,3 Kilogramm, während er in der EU nur 4,8 betrug.<sup>22</sup> Allerdings werden sich die Finnen von den deutschen Kaffeetrinkern kaum beeindruckt zeigen, denn sie verbrauchen pro Kopf und Jahr knapp 5 Kilogramm mehr, während unsere Nachbarn in Polen oder Tschechien nicht einmal 4 Kilogramm im ganzen Jahr schaffen. Dieses kleine Zahlenspiel untermauert eine wichtige ethnologische Erkenntnis, nämlich dass viele Eigenarten eines Volkes oder einer Nation von der Außenperspektive abhängen, die man einnimmt, und dass sie der in Frage stehenden Kultur nicht wesensmäßig eingeschrieben sind.<sup>23</sup> Eine kleine Anekdote mag zur Verdeutlichung dieses Aspektes dienen: Vor Jahren las ich mit meinen Mainzer Studierenden einen Text des westafrikanischen Ethnologen Flavien Ndonko, der über die Liebe der Deutschen zu ihren Hunden forschte.<sup>24</sup> Aus der Perspektive seines Heimatlandes Kamerun betonte er das innige Verhältnis, das man in Deutschland zwischen Menschen und Hunden beobachten könne und das für ihn so erstaunlich sei, da hier Tiere öfters besser behandelt würden als viele Menschen in Afrika. Seiner einsichtigen Argumentation wurde allerdings von einer Kommilitonin aus Polen heftig widersprochen. Sie meinte, ihr

sei in Deutschland eher ein sehr viel distanzierterer Umgang der Menschen mit ihren Hunden aufgefallen als in Polen, wo man enger mit den Tieren im Haushalt zusammenleben würde. Eine Schwedin hätte ihr wahrscheinlich recht gegeben, denn in ihrer Heimat kommt es sogar vor, bei Todesanzeigen in der Zeitung die Namen der Haustiere unter den trauernden Hinterbliebenen aufzuführen und damit den menschlichen Familienmitgliedern absolut gleichzustellen.<sup>25</sup> Soweit geht die sprichwörtliche deutsche Hundeliebe auf jeden Fall (bislang noch) nicht!

3. Die Wahrnehmung anderer Kulturen ist aber nicht nur von der Beschaffenheit unserer eigenen als Maßstab für das Fremde abhängig, sondern hat auch viel mit den gegenseitigen Kontakten und der jeweiligen Nähe bzw. Distanz zu tun. Wenn man im Französischen von einer üblen Streiterei spricht, nennt man dies eine „querelle d’allemand“, eine deutsche Querele. Dahinter stecken natürlich jahrhundertelange Erfahrungen mit einem streitbaren Nachbarn, mit dem die Franzosen schreckliche Kriege auszufechten hatten. Auch wir Deutsche haben dezidierte Vorstellungen über Frankreich, wissen aber über weiter entfernt liegende Länder nur rudimentär Bescheid. In vielerlei Hinsicht entspricht unser Wissen und Denken dem Weltbild eines New Yorkers von der 9. Straße, wie es Saul Steinberg in seiner berühmten Karikatur festgehalten hat. (Abbildung 3) Dort, wo es uns unmittelbar betrifft, haben wir einen differenzierten Blick auf unsere überaus komplexe Umwelt, alles andere interessiert uns dagegen nur flüchtig oder gar nicht. Stereotypen, die man als „kulturspezifische Wahrnehmungsmuster“<sup>26</sup> charakterisieren kann, erfüllen demnach für unser Denken eine wichtige Funktion: Sie ermöglichen uns in der Auseinandersetzung mit der Vielfalt unserer Welt eine gewisse Komplexitätsreduktion und tragen so dazu bei, dass wir uns fokussieren können. Für den New Yorker, der seine Stadt nicht verlässt, weil sie ohnehin für ihn den Mittelpunkt der Welt darstellt, reicht es völlig aus zu wissen, dass bald hinter dem Hudson-River die Prärie und Plains beginnen und dass es noch ein paar felsige Gebirgsformationen auf dem Weg bis zum Pazifik gibt, nämlich die Rocky Mountains. Es wäre absurd, seine kognitive Karte als Orientierungshilfe für eine Reise in den amerikanischen Westen zu nutzen. Um den Wahrheitsgehalt vieler nationaler Stereotype ist es nicht besser bestellt.

4. Stereotype geben zwar vor, wahr zu sein, aber ihr Sinn ist ein anderer. In erster Linie sollen sie uns helfen, uns von anderen abzugrenzen und uns selbst zu finden. Ein einfaches Beispiel dafür sind die Selbst- und Fremdbezeichnungen verschiedener Völker (Auto- und Xenonyme), die nach dem stereotypen Muster erfolgen, nur die eigenen Leute als wahre Menschen anzuerkennen und alle übrigen als Unmenschen, Barbaren, Stammler oder Stumme zu etikettieren. Im Tschechischen heißen die Deutschen etwa „Němci“, was „die Stummen“ bedeutet, wohingegen mit den „Slawen“ ursprünglich „die Beredten“ gemeint sind. Der norwegische Ethnologe Fredrik Barth hat deutlich gemacht, „dass Ethnien nicht aus sich heraus, sondern in der Abgrenzung voneinander entstehen“<sup>27</sup>. Eine leitende Funktion kommt dabei Stereotypen zu, die uns Gewissheiten darüber vermitteln, wer wir sind und wodurch wir uns von den anderen unterscheiden – z.B. als ordentliche Deutsche im Vergleich zu unseren östlichen Nachbarn mit ihrer „polnischen Wirtschaft“ oder als



Abb. 3

treue Deutsche im Unterschied zum heißblütigen Italiener und der verführerischen Französin oder als echte Deutsche durch den Genuss des seit alters her beliebten Biers. Solche Gegenüberstellungen verraten mehr über das, was man sein möchte, und weniger über das, was die anderen tatsächlich sind.

5. Damit komme ich zur historischen Infragestellung des in Rede stehenden Stereotyps. Sucht man nach den ältesten Belegen für den Bierdurst der Deutschen, landet man unweigerlich bei der Germania von Tacitus in der Zeit um 100 n. Chr. Bereits dort werden unsere Vorfahren als regelrechte Säufer beschrieben, die man kaum unter den Tisch trinken konnte.<sup>28</sup> (Abbildung 4) Allerdings wäre es falsch, den Text von Tacitus als eine ethnographisch zuverlässige Darstellung des Lebens im alten Germanien zu lesen. Abgesehen davon, dass es seinerzeit keinen Vorläuferstaat des heutigen Deutschlands gab, verfasste der Römer Tacitus seine Schrift vor allem in der Absicht, den eigenen Landsleuten mit der Beschreibung eines scheinbar urwüchsigen, freiheitsliebenden Volkes den Spiegel vorzuhalten und die Dekadenz der römischen Verhältnisse in seiner Zeit anzuprangern. Wie trinkfreudig die Germanen wirklich waren, ist also ungeklärt. Vor der Wiederentdeckung der Germania im 15. Jahrhundert lassen sich auf jeden Fall keine entsprechenden Belege finden, danach um so mehr.<sup>29</sup> Dieser wahrhaft ernüchternde Befund wird noch dadurch erschwert, dass nach Meinung mancher Forscher viele Aussagen des Tacitus primär literarisch zu verstehen sind und „stereotyp auf die verschiedenartigsten nicht-mediterranen Völker bezogen wurden.“<sup>30</sup> Sogar die bekannte Stelle über die germanischen Trinkgelage lässt sich wohl auf eine Herodotpassage über die Perser zurückführen und beruht folglich nicht auf einem einschlägigen Quellenzeugnis.<sup>31</sup>



Abb. 4

6. Wer sich auf historische Vergleiche einlässt, darf zudem nicht übersehen, dass sich der kulturelle Stellenwert einzelner Phänomene wie der des Biertrinkens oder des Kaffeekonsums im Laufe der Zeit erheblich verändert hat und keineswegs gleich geblieben ist. Zur Zeit der Liselotte von der Pfalz war Kaffee ein exklusives Luxusgut und sein Genuss nur wenigen Reichen vorbehalten.<sup>32</sup> Bier hingegen galt als Grundnahrungsmittel für den Alltag, das in ganz anderen Quantitäten als heute konsumiert wurde. Nach den Schätzungen von Hasso Spode belief sich der Pro-Kopf-Verbrauch

beim Bier um die Mitte des 16. Jahrhunderts in Hamburg durchschnittlich auf zirka 700 Liter.<sup>33</sup> Wenn man bei diesem Zahlenspiel nur die Erwachsenen einrechnet, ist sogar von 900 Litern auszugehen. Im Vergleich dazu ist der aktuelle europäische Spitzenwert von 144 Litern pro Person im Jahr eine Lappalie<sup>34</sup>, die eigentlich keiner weiteren Erörterung bedarf. Historisch gesehen wäre es also falsch, von einer besonderen Trinkfreudigkeit der Deutschen zu sprechen, die sich seit alters her bis heute erhalten hat. Vielmehr müssen wir bei einem simplen Vergleich konstatieren, dass diese Vorliebe für das Bier – aus verschiedenen Gründen – eher abgekommen ist, als dass sie gepflegt wurde.

7. Der genauere Blick in die Geschichte lohnt sich bei der Beschäftigung mit Stereotypen aber auch deshalb, weil er uns manche Ungereimtheiten bei diesem Thema begreiflich machen kann. Auf die Widersprüchlichkeit nationaler Vorurteile habe ich bereits einleitend hingewiesen. Am Beispiel der deutsch-französischen Beziehungen lässt sich das gut nachvollziehen: Einerseits üben unsere westlichen Nachbarn eine große Faszination auf uns aus, konkret ihr „savoir vivre“, das wir gerne unserem Zwang zur peinlichen Pflichterfüllung gegenüberstellen. Andererseits ist uns aber auch aus älterer Zeit noch das Bild vom französischen Erbfeind geläufig, vor dem man sich in Acht nehmen muss und dem man nicht trauen darf. Wie alle anderen Nationen verfügen auch wir Deutschen über einen reichen Schatz an Klischees, Vorurteilen und Stereotypen, aus dem sich in Übereinstimmung mit der politischen Großwetterlage und den persönlichen Befindlichkeiten sozusagen nach dem Baukastenprinzip – oder auf dem Weg der Bricolage, wie es der französische Ethnologe Claude Lévi-Strauss genannt hätte<sup>35</sup> – Nähe und Distanz herstellen lassen. Solche Umbrüche können in unserer raschlebigen Zeit sogar erstaunlich schnell verlaufen, wie Lucia Stark am Beispiel der deutsch-englischen Fußballrivalität in den britischen Medien herausgefunden hat.<sup>36</sup> Für ihre Studie analysierte sie die englische Berichterstattung über die Europameisterschaft 1996 und die Weltmeisterschaft 2006. Während 1996 die Beziehungen zwischen beiden Ländern nach der deutschen Wiedervereinigung mit der aufgekommenen Angst vor einem „Vierten Reich“ und vor dem aktuellen Hintergrund der BSE-Krise recht angespannt waren, sah die Situation zehn Jahre später ganz anders aus und kann als eher freundschaftlich charakterisiert werden. In direkter Übereinstimmung mit den unterschiedlichen Stimmungslagen erfolgte die Fußballberichterstattung über die Spiele der deutschen Nationalmannschaft: 1996 wurde ihr vom „Daily Mirror“ tatsächlich der „Fußballkrieg“ erklärt,<sup>37</sup> wohingegen 2006 „The Daily Telegraph“ titelte „The War Is Over“<sup>38</sup> und andere Zeitungen sich darum bemühten, ein sehr freundschaftliches Bild von den Deutschen zu zeichnen.
8. Fasst man alle bisherigen Punkte zusammen, lässt sich aus kulturanthropologischer Perspektive konstatieren, dass es die Eigenarten eines Volkes nicht gibt. Es gibt kulturspezifische Bilder von solchen Eigenarten, aber sie sind ambivalent, diffus und wandelbar und lassen sich nicht im essentialistischen Sinne erklären. Ihr eigentliches Wesensmerkmal heißt Variabilität und nicht Konstanz, denn das Spezifische aller kulturellen Systeme ist, dass sie uns dazu ermächtigen, uns veränderten Lebenslagen anzupassen und ihnen nicht hilflos ausgeliefert zu sein.

Für die Suche nach Antworten auf die Frage nach dem typisch Deutschen mag dieser Befund ernüchternd klingen, denn die typischen Eigenarten der Deutschen lassen sich nicht wie die Vokabeln einer Fremdsprache erlernen. Je nachdem, aus welchem Land ein Migrant zu uns kommt, welche Interessen er hierzulande verfolgt und welche konkreten Erfahrungen er macht, wird sich sein Bild von den Deutschen entwickeln und von dem Bild anderer Migranten unterscheiden. Nicht viel anders sieht es mit den Deutschen aus, die leider keine homogene Gruppe mit klar benennbaren Merkmalen bilden, sondern ebenfalls kulturell divers sind und nicht weniger die Aufgabe haben, vorgefasste Meinungen und einfache Klischees über Migranten durch konkrete Erfahrungen und Begegnungen zu ersetzen. Das ist eine Aufgabe, der wir uns alle dauerhaft und in einer globalisierten Welt zunehmend stellen müssen.<sup>39</sup>

- <sup>1</sup> Wilhelm Heinrich Riehl: Die Volkskunde als Wissenschaft, in: ders.: Culturstudien aus drei Jahrhunderten, Stuttgart 1859, S. 205–229, hier S. 218.
- <sup>2</sup> Philip K. Bock, zitiert nach Gabriele Herzog-Schröder: Fremd und vertraut – Ethnologie, die Wissenschaft von anderen Kulturen, in: Wulf Schiefenhövel, Christian Vogel, Gerhard Vollmer, Uwe Opolka (Hg.): Zwischen Natur und Kultur. Der Mensch in seinen Beziehungen. Beiträge aus dem Funkkolleg „Der Mensch – Anthropologie heute“, Stuttgart 1994, S. 95–108, hier S. 99.
- <sup>3</sup> <http://www.golyr.de/franz-josef-degenhardt/songtext-die-alten-lieder-629997.html> [15.09.2015].
- <sup>4</sup> vgl. Hermann Bausinger: Typisch deutsch. Wie deutsch sind die Deutschen? München 2000, S. 43.
- <sup>5</sup> vgl. Thomas Coryate: Coryats Crudities. Hastily gobled up in five Moneths travells in France, Savoy, Italy, Rhetia ..., London 1611.
- <sup>6</sup> vgl. Hasso Spode: Die Macht der Trunkenheit. Kultur- und Sozialgeschichte des Alkohols in Deutschland, Opladen 1993, S. 87.
- <sup>7</sup> Elisabeth Charlotte Herzogin von Orleans: Briefe aus den Jahren 1676–1722, hg. von Wilhelm Ludwig Holland, Band 2: 1707–1715, Hildesheim, Zürich, New York 1988, S. 296 (Brief vom 8. Dezember 1712); vgl. Wolfgang Schivelbusch: Das Paradies, der Geschmack und die Vernunft. Eine Geschichte der Genußmittel, München, Wien 1980, S. 38.
- <sup>8</sup> vgl. Spode, wie Fußnote 6, S. 97f.
- <sup>9</sup> Zitiert nach Spode, wie Fußnote 6, S. 232.
- <sup>10</sup> Mark Twain: Bummel durch Europa, in: ders.: Gesammelte Werke in fünf Bänden, Band 3, Zürich 1985, S. 613–1104, hier 639f.
- <sup>11</sup> vgl. Hermann Kurzke: Hymnen und Lieder der Deutschen, Mainz 1990, S. 42–63.
- <sup>12</sup> vgl. Sonja Levsen: Männliche Bierbäuche oder männliche Muskeln? Studenten, Männlichkeit und Gesundheit zwischen 1900 und 1930, in: Martin Dinges (Hg.): Männlichkeit und Gesundheit im historischen Wandel ca. 1800–2000, Stuttgart 2007, S. 175–190, hier S. 181.
- <sup>13</sup> vgl. Martin Hecht: Die Stadt, das Bier und der Hass, in: Die Zeit Nr. 38 vom 20. September 2012 (<http://www.zeit.de/2012/38/Muenchen-NS-Dokumentationszentrum>) [15.09.2015].
- <sup>14</sup> vgl. z.B. Norbert Elias: Studien über die Deutschen. Machtkämpfe und Habitusentwicklung im 19. und 20. Jahrhundert, Frankfurt a. M. 1989.
- <sup>15</sup> vgl. Pro-Kopf-Konsum von Bier in Deutschland in den Jahren 1950 bis 2014 (in Liter), <http://de.statista.com/statistik/daten/studie/4628/umfrage/entwicklung-des-bierverbrauchs-pro-kopf-in-deutschland-seit-2000/> [15.09.2015].
- <sup>16</sup> Das Bier der frühen Jahre. Zu Paul Kuhns „Es gibt kein Bier auf Hawaii“ (1963), <https://deutschelieder.wordpress.com/2013/09/30/paul-kuhn-es-gibt-kein-bier-auf-hawaii/> [15.09.2015].
- <sup>17</sup> „Ich lass dir den Kochtopf, lass du mir mein Bier“ – Peter Alexander in den Chauvi-Fängen der 70er, <http://www.bierbasis.de/news/Ich-lass-dir-den-Kochtopf-lass-du-mir-mein-Bier-Peter-Alexander-in-den-Chauvi-Faengen-der-70er/198> [15.09.2015].
- <sup>18</sup> <http://www.golyr.de/mickie-krause/songtext-geh-mal-bier-hol-n-gmbh-717897.html> [15.09.2015].
- <sup>19</sup> vgl. Bierkonsum in Europa 2011, <http://www.stepmap.de/karte/bierkonsum-in-europa-2011-1164724> [15.09.2015].
- <sup>20</sup> vgl. Kinder und Jugendliche finden Bier und Wurst „typisch deutsch“. Exklusiv-Umfrage unter Schülerinnen und Schülern in der neuen Ausgabe von ELTERN FAMILY, <http://www.presseportal.de/pm/40363/1046888> [15.09.2015].
- <sup>21</sup> vgl. Pro-Kopf-Konsum von Getränken in Deutschland nach Segmenten in den Jahren 2003 bis 2013 (in Liter), <http://de.statista.com/statistik/daten/studie/219408/umfrage/pro-kopf-verbrauch-von-getraenken-in-deutschland/> [15.09.2015].
- <sup>22</sup> vgl. Pro-Kopf-Konsum von Kaffee in ausgewählten Ländern in Europa und weltweit im Jahr 2013 (in Kilogramm Rohkaffee), <http://de.statista.com/statistik/daten/studie/199898/umfrage/konsum-von-kaffee-in-europa/>.
- <sup>23</sup> vgl. Volker Gottowik: Begegnung mit einer Ethnographie des Eigenen: John J. Honigmann beschreibt die Steiermark, und wir erkennen sie nicht, in: Zeitschrift für Volkskunde 1997/1, S. 17–30.
- <sup>24</sup> Flavian Ndonko: Deutsche Hunde. Ein Beitrag zum Verstehen deutscher Menschen, in: Thomas Hauschild, Bernd Jürgen Warneken (Hg.): Inspecting Germany. Internationale Deutschland-Ethnographie der Gegenwart (Forum Europäische Ethnologie, Band 1), Münster, Hamburg, London 2002, S. 53–73.
- <sup>25</sup> vgl. Bello und Fifi sind out, in: Frankfurter Rundschau vom 25.10.2013 (<http://www.fr-online.de/studium/tier-namen-bello-und-fifi-sind-out,5027854,24779832.html>) [15.09.2015]; Damaris Nübling, Fabian Fahlbusch, Rita Heuser: Namen. Eine Einführung in die Onomastik, Tübingen 2012, S. 198.
- <sup>26</sup> Silke Meyer: Warum die Lederhosen anbleiben. Interkulturalität und Stereotype, in: Judith Schmidt, Sandra Keßler, Michael Simon (Hg.): Interkulturalität und Alltag (Mainzer Beiträge zur Kulturanthropologie/Volkskunde, Band 4), Münster u.a. 2012, S. 71–90, hier S. 73.
- <sup>27</sup> Zitiert nach Bernd Jürgen Warneken, Thomas Hauschild: Entdeckungsfahrten nach Deutschland, in: Thomas Hauschild, Bernd Jürgen Warneken (Hg.): Inspecting Germany. Internationale Deutschland-Ethnographie der Gegenwart (Forum Europäische Ethnologie, Band 1), Münster, Hamburg, London 2002, S. 9–49, hier S. 14.
- <sup>28</sup> Publius Cornelius Tacitus: Germania, Kapitel 22 und 23.
- <sup>29</sup> vgl. Warneken, Hauschild, wie Fußnote 27, S. 22f.
- <sup>30</sup> Rainer Kipper: Der Germanenmythos im Deutschen Kaiserreich. Formen und Funktionen historischer Selbstthematization, Göttingen 2002, S. 33.
- <sup>31</sup> vgl. Warneken, Hauschild, wie Fußnote 27, S. 23.

<sup>32</sup> Hans J. Teuteberg: Die Eingliederung des Kaffees in den täglichen Getränkekonsum, in: Hans J. Teuteberg, Günter Wiegelmann: Unsere tägliche Kost. Geschichte und regionale Prägung (Studien zur Geschichte des Alltags, Band 6), Münster 1986, S. 185–201, hier S. 185.

<sup>33</sup> Spode, wie Fußnote 6, S. 74.

<sup>34</sup> Nachgewiesen für 2013 in Tschechien, vgl. Pro-Kopf-Konsum von Bier in Europa nach Ländern im Jahr 2013 (in Liter), <http://de.statista.com/statistik/daten/studie/29727/umfrage/pro-kopf-verbrauch-an-bier-in-europa/> [15.09.2015].

<sup>35</sup> Claude Lévi-Strauss: Das wilde Denken, Frankfurt a.M. 1973 [1962], S. 29–36.

<sup>36</sup> vgl. Lucia Stark: Die deutsch-englische Fußballrivalität zwischen Anspruch und Wirklichkeit in den britischen Medien: EM 1996 und WM 2006 – vom Medienkrieg zum Sommermärchen. In: Volkskunde in Rheinland-Pfalz 27, 2012, S. 105–120.

<sup>37</sup> Vgl. Stark, wie Fußnote 36, S. 109.

<sup>38</sup> vgl. Stark, wie Fußnote 36, S. 115.

<sup>39</sup> vgl. Klaus Roth: Interkulturalität und Alltag, in: Judith Schmidt, Sandra Keßler, Michael Simon (Hg.): Interkulturalität und Alltag (Mainzer Beiträge zur Kulturanthropologie/Volkskunde, Band 4), Münster u.a. 2012, S. 13–30.

#### Abbildungen mit Titeln und Quellennachweisen:

- Abbildung 1: Titelblatt zu Coryats Crudities von 1611  
(Vorlage: <http://www.oshermaps.org/img/flat/tou01.jpg>)
- Abbildung 2: Postkarte zum Anti-Alkohol Congress 1901  
(Sammlung Niggemann & Simon)
- Abbildung 3: Titelblatt „The New Yorker“ vom 29. März 1976 von Saul Steinberg  
(Vorlage: [http://bk.dgfk.net/wp-content/uploads/2013/11/dbk\\_1305\\_Abb\\_1\\_hires.jpg](http://bk.dgfk.net/wp-content/uploads/2013/11/dbk_1305_Abb_1_hires.jpg))
- Abbildung 4: Sammelbild aus der Serie „Aus dem Leben der alten Germanen, Nr. 5: Festgelage“ von Dr. Thompson’s Seifenpulver  
(Sammlung Niggemann & Simon)
-



SYMPOSIUM 2015

Dr. hab. Virginie Silhouette-Dercourt

Université Paris 13, Sorbonne Paris Cité, CEPN – Centre Marc Bloch

# Typisch deutsch oder typisch französisch - Was Migranten über die deutsche/französische Gesellschaft wissen sollten

What migrants should know about the German/French society:  
Comparative study conducted in the German and French Integration Programs

Danke Prof. Dr. Zehra Ipsiroglu. Ich möchte zunächst ganz herzlich Herrn Zeynel Korkmaz für die heutige Einladung danken. Es ist eine Ehre für mich, mit Ihnen diese Thema «Typisch deutsch und auch typisch französisch- was Migranten über die Deutsche und Französische Gesellschaften wissen sollten» diskutieren zu können.

Es tut mir leid, dass ich heute meinen Vortrag nicht auf Deutsch sondern auf Englisch präsentieren kann. Ich bitte Euch mich zu unterbrechen, wenn sie Verständnisprobleme haben oder wenn das Tempo meines Vortrags zu schnell ist. Schließlich bin ich ja auch selbst eine Migrantin hier in Deutschland!

Why is it so interesting to compare these two programs when we look at what immigrants need to know about German or French societies?

Because, as I hope you will see through my presentation, these integration programs<sup>1</sup> are full of what each country feels as important to communicate to immigrants coming to live with them. Sometimes these are very caricatural but they are here conceptualized as magnifying lens of each society's values or norms that new comers must learn. And even between two neighboring countries such as France and Germany, what is «typical» can be very different as I hope you will see through this presentation.

It is also very relevant to look at what these programs convey because they have over the years become compulsory for immigrants coming from EU States. It is not so much that they must know what is typically French or German, but that this knowledge will determine whether or not they have access to German or French long term residence or nationality.

This is what I discovered when I came to Berlin in 2010 and registered in the integration courses to learn German.

- Despite the fact that Reinickendorf is relatively a small *bezirk* in terms of immigrant

population – I was nevertheless the only EU citizen in the group – that was composed of people coming from Turkey, Ex-Yugoslavia, the Russian Federation, Latin America. As such, I was not particularly obliged to follow these courses or to pass the exams to get work permit, social aids, long term residence or nationality. The first part of the German integration program is German learning – and it is a key difference with France where a vast majority of immigrants speaks some level of French or are not required to attain a high level of language fluency. So the first 600 to 900 hours of the integration programs are spent learning German through different activities as described on the Bundesamt für Migration und Flüchtlinge (BAMF) internet page such as shopping/trade/consumption, housing, health and hygiene/human body, work and career, continuing and further education, educating and raising children, leisure time and social interaction, media and media use. The language course is followed by what is called the “orientation course”, a 60 hours course on -as explained again on the BAMF web page - the German legal system, history and culture, rights and obligations in Germany, ways of co-existing in society, important values in German society, e.g. freedom of worship, tolerance and equal rights. But, at the end of this program, one must successfully pass the Deutschtest für Zuwanderer (DTZ) and Orientation test to have access to long term residence and nationality – what is typically German as communicated in the integration program must be learnt, there is no choice when ones wants to access residence – it is compulsory to integrate these typically German values and behaviors.

- In France, despite the fact that the integration program is organized differently, I arrived to the same conclusion. After spending six months in Bobigny and in the integration program in Seine-Saint-Denis – where there is in France the highest level of immigrant population where I conducted my comparative study – here is one of the group that I followed, I discovered the different steps of the so-called Contrat d'accueil et d'intégration\*. The signature of this contract between the French State and the Immigrant is compulsory since 2007 to have access to long term residence and nationality. It included – here as explained (after chapter 2) a civil training day – which is compulsory, a «life in France» session, professional competencies assessment or/and language course when deemed necessary. Once he/she has completed these different task, the applicant goes back to the Prefecture with proofs of participation.

In France as in Germany, success in completing these integration programs will determine access to nationality. What is typical must not only be understood, it is a prerequisite to access long term residence and nationality.

So what must immigrants learn to become part of the French and German societies? I will take examples taken from the work books, field notes, participants' notes and observations – here are my key sources in Germany\*\*, 9 books that immigrants in Berlin participating to the Integration programs must buy – *Berliner Platz* with audio guides, *Zur Orientierung*. In France, because everything must be free of charge for participants, different exercises are photocopied and used in the courses, participants are strongly encouraged to come with magazines, promotional leaflets, advertising, packaging to work on «real-life situations». I have also been using my notes and participants' observations taken during field work in France.

Consumption is a key theme in these integration programs. Of course, there are other themes that appear in the programs: education, work or medical system but learning to get around in a consumption society is a key topic. In Germany, more than 50% of all 1008 pages are related to consumption activities. In one of the first *Berliner Platz* book, chapter 3 is called « how much does this cost ? » In chapter 5, participants must learn to

\* It has since been replaced by the contrat d'intégration républicaine (C.I.R.)

\*\* In Germany, immigrants participating to integration courses had to buy 9 students books and audio guides.

write correctly dialogues such as: «where do you go shopping? *I shop in a supermarket*». In chapter 7, participants must learn to ask the following question: « *where can I buy a train ticket? where is the bank* » and then they learn to write an e-mail to give shopping tips to a friend such as «*my shopping tip: go to Kadewe, this is the oldest and most reknown departement store in Berlin, there you will be able to shop*».

In France, one of the first excursion is to go to the shopping mall next door and to discover how it is organized. In the overall language course organization in France, «consumption activities» represent around 30 to 40% of the time. Reading a price correctly and connecting it to a particular category of fruit or vegetable or calculating what can one buy with a budget of a couple of euros will be a typical exercise to be learned. Same for preparing a shopping list.

Inside this overall theme of consumption, particular products, consumption behaviors or consumption values are emphasized in the two countries and sometimes referred to as «typical».

Typical in France will be the number of dishes that compose a French meal as well as the local wines, cheese and culinary traditions. In Germany, it will be the different regional food specialties which include the different types of sausages, pizzas and Döner.

Typical in Germany will be the relationship with clothing and fashion with quotes such as «*for a lot of Germans, comfortable clothing is more important than style*».

Typical in France will be to be able to discuss with friends the last French movie as well as knowing who is the most popular French actress.

In contrast, consumption activities related to home furnishing, home improvements are a key dimension that appear in the German books and in the language course where I conducted this study. In Germany, knowing one's rights as consumer and giving one's opinion is strongly encouraged. Understanding what are the different types of garbage is also seen as important in Germany.

In fact, the overall presence of consumption in these integration programs can be traced back to the *Common European Framework of References for languages (CEFR)*. Courses contents and organization, learning books are, in both countries, based on this document that was originally developed by the European Council in 2001 to facilitate intra-European mobility by providing a common pedagogical platform and language level. This framework is currently used in most European countries to test the level of language acquisition of non-EU migrants. It is based on a pedagogical perspective that considers the language-learner as a social being who needs to accomplish tasks in domains (here I use a quote from this document) that “each one of us is bound to encounter in most European countries: in a restaurant, in a hotel, when looking for clothes, eating, going shopping, leisures, when reading prices labels, packagings, advertisement, contracts...” (end of quote). Consequently, and this is how I got interested by these programs, this is one of the first thing that migrants need to learn about German and French societies: how to find one's way around the German and French consumption environments on a daily basis.

Another key finding is the fact, that during these programs, immigrants learn to behave like a French or a German person. Teaching methods are very interactive, action-oriented and are based on real-life situations. Telephone conversations between a dissatisfied customer and a company are rehearsed and played out during the course according to different scenarios: one must learn to «act» as typically French or German in certain circumstances. These rules of conduct considered as «typisch» are repeated throughout both programs.

For example, knowing when to come to a dinner party in Germany vs. France gives a clue of what migrants must know in each country: in Germany, being very punctual is not only encouraged but also repeated throughout the program; in France being punctual to a dinner invitation can be seen as very problematic...

Relationship with neighbours is a theme that comes up regularly in the German Program such as respecting neighbours' peace, not making too much noise or managing conflicts. For example, writing a mail in good German to our neighbour to complain about noise will be a typical exercise done many times during the program.

In order to help participants in France, the French body language is explained: different facial or body postures taken by the French in different situations will be decoded and explained.

Finally, one other key finding is to show that in the French integration program one must learn what the French Republic is and what is 'laïcité' means, to have the right to become part of the French society; while in the German integration program, one must learn to manage intercultural conflicts and participate to a market economy.

Of course, in both integration programs, key historical dates as well as national symbols are presented and explained but in the case of the French integration program, the focus is very much on the French Republic that immigrants must fully integrate to access long term residence, as well as the concept of Laïcité.

In the Contrat d'Accueil et d'Intégration, the word «République» appears 8 times :

- «République française, membre de l'UE» - French Republic, member of the EU
- «République indivisible, laïque, démocratique et sociale» - indivisible republic, laic and democratic
- «la devise de la République : égalité, fraternité, liberté,» - the motto of the French Republic - equality, fraternity and freedom
- «les lois et principes de la République Française» - the laws and principles of the French Republic
- «les valeurs fondamentales de la République » - the fundamental values of the French Republic
- «les grands principes et les lois de la République»- key principles and laws of the Republic
- «le préfet tient compte de la signature du contrat et de son respect pour l'appréciation de la condition de l'intégration républicaine française de l'étranger dans la société française prévue pour la délivrance de la carte de résidence.» The Prefet or head of the State in each region will evaluate the Republican integration of long term residence applicant;
- And laïcité appears 3 times
- The only compulsory part of the CAI, or «civil training» is dedicated to explaining the French Republic's values, motto and history. Additionally, in the video called «welcome in France» that new Non EU immigrants see during their half day at Bobigny, it is explained that the French Republic conveys different values and symbols, key historical dates and institutions. It concludes with: «choosing to live in France is to choose to integrate oneself, to respect the Republic's values, in order to find your place in the French society». The theme of the French Republic and of laïcité is again explained in the language course and in the 'life in France' course.
- In the German orientation program, there are also similar quizz questions. For example, immigrants must be able to answer the following questions: what are the symbols of the German Federal Republic? What is the national anthem? Who are Goethe and Schiller? What are some of the key historical dates that are seemed important in the German context? But one key difference is that there is always some

kind of relationship made with migration or some kind of intercultural comparison. For example, in chapter 2 after explaining the different key historical events in Germany, the next pages are related to the history of migration in Germany; another example: the chapter dedicated to religion is called «religious diversity» and some elements of intercultural comparisons are included. Here in the form of two questions: are you a believer? Which religion is the most strongly represented in your course? And it is proposed in the course to put together an intercultural calendar on the main religious events in different cultures. The last chapter of the orientation course is dedicated to what is «typisch Deutsch». Beside rules of behaviors such as *Pünktlichkeit*, order a cleanliness, and children birthdays, how to deal with discriminatory behaviors is discussed: where to ask for help in case of discriminatory conducts in the workplace or in the administration?

Conclusion: Of course, and this is to conclude, one could easily dismiss the content of these integration courses as too cliché and caricatural. In many ways they are. As a French citizen, I was bewildered to see Marion Cotillard as a typical French actress beside Victor Hugo or Charles de Gaulle when presenting key French personalities. And when I present this research to my German colleagues, I can see that they share the same bewilderment, to say the least. Moreover, since the knowledge of these caricatural elements determine immigrants' rights to stay in our countries.

In some ways, what immigrants need to know about the French or the German societies are very similar: how to engage on a day-to-day basis inside in a consumption society? How to prepare to be part of the workplace? What are the key political institutions? And with a very different balance in terms of contents between the two integration systems: the French program is more focused on communicating its values, and more specifically the ones related to the French Republic and to *laïcité*, while the German program is more focused on the practical day-to-day market integration. We see here two very different approaches of what is *typisch deutsch* and what is *typisch French*.

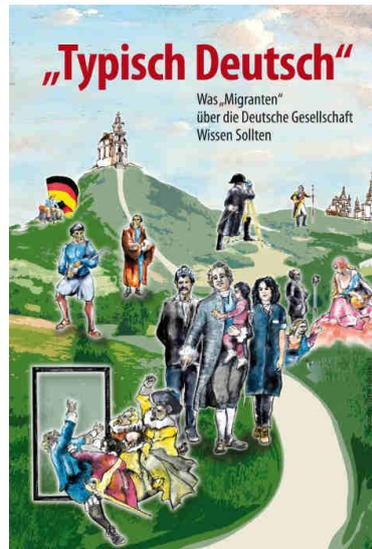
Thank you

<sup>1</sup> In the context of this day dedicated to what is „typically German and what should migrants learn about German society“, I presented a comparative study conducted in 2014 in the German and French integration programs in Berlin and Bobigny (Seine-Saint-Denis). Since then, these two programs have to some extent changed and evolved in both countries. But, they give an indication of what each country considers as „typical“ or as...

Neil Deane

Universität Duisburg-Essen

## Typisch deutsch – na und?



Im Rahmen der öffentlichen Tagung „Typisch deutsch – was Migranten über die deutsche Gesellschaft wissen sollten“, hielt ich am 13. Juni 2015 an der Universität Duisburg-Essen einen Vortrag der Session mit dem Titel „Der Vergleich“. Als gebürtiger Engländer, der seit insgesamt 36 Jahren in Deutschland wohnt, war die Intention meines Vortrags, Vergleiche zwischen meiner eigenen und der deutschen Kultur zu ziehen.

Da aber die Tagung von einer türkischen Zeitung „PoliTeknik“ veranstaltet wurde und sie den Begriff „Migranten in Deutschland“ als Fokus hatte, entschloss ich mich, auch die Perspektiven und Erfahrungen türkischer Migranten in Deutschland während der letzten 60 Jahre mit einzubeziehen, um die eventuell entstandenen Missverständnisse zu erklären und damit meinen Beitrag zu einer Verbesserung des Zusammenlebens mit der deutschen und türkischen Bevölkerung in Deutschland zu leisten.

Meine eigenen Erfahrungen als Ausländer in Deutschland hatte ich bereits letztes Jahr in meinem Sachbuch *Modern Germany – an outsider's view from the inside* veröffentlicht und wollte diese nun in meinem Vortrag mit einem deutschen, französischen und türkischen Publikum teilen. Auf diese Beobachtungen werde ich später in diesem Artikel eingehen.

### *Grundsätzliche Unterschiede im Verhalten*

Zu Beginn möchte ich einige, aus meiner Sicht, grundsätzlichen Verhaltensmerkmale der Deutschen hervorheben, die Nicht-Deutschen besonders häufig auffallen und gelegentlich zu negativen Äußerungen oder sogar zu Irritationen führen können. Ich habe diese Merkmale bei meinem Vortrag auf vier Stichworte beschränkt. Die rechte Spalte enthält die Begriffe, die manche Beobachter oft mit einer „typisch deutschen“ Vorgehensweise in Verbindung bringen; die linke Spalte dagegen enthält gegensätzliche Begriffe (Antonyme), die man eher mit einer „südländischen“ Mentalität assoziiert.

1 Herz	Kopf
2 Spontanität	Planung
3 Nähe	Distanz
4 Optimismus	Pessimismus

Eine solche Auflistung birgt sicherlich die Gefahr der Stereotypenbildung und vereinfachenden Reduzierung ganzer Kulturgruppen auf ein Klischee. Auch wird die Individualität des Einzelnen ignoriert: Nicht jeder Deutsche, zum Beispiel, hört darauf, was sein Kopf sagt und nicht jeder Türke trifft spontane Entscheidungen fröhlich nach Herzenslust.

Aber, wie Jürgen Bolten dargelegt hat, lassen sich Kulturen nicht ganz ohne Stereotypenbildung beschreiben und analysieren. Die Tatsache, dass ich alle „Südländer“ in die linke Spalte platziert habe, ist eine gewagte Pauschalisierung, dagegen man sehr leicht argumentieren kann (und muss). Allein aus diesen Gründen ist jede Kritik berechtigt. Was jedoch möglich ist, ist von kulturellen Tendenzen und Standards des Wahrnehmens, Denkens und Handelns zu sprechen, die mehrheitlich von Mitgliedern einer Gruppe geteilt werden.

Jedoch kann man *im Allgemeinen* von solchen Tendenzen reden, wenn man das Verhalten dieser ethnischen Gruppen tagtäglich erlebt. Generell stimmt es schon, dass der „durchschnittliche Deutsche“ (wer immer das sein mag) sich Zeit nimmt, bevor er eine Entscheidung trifft; nach seinem Ermessen sollten alle möglichen Folgen einer Handlung ganz genau durchdacht werden.

Beispielsweise tendieren „die Deutschen“ dazu, Risiken und Unsicherheiten zu vermeiden und sich Zeit für den Meinungsfindungs- und Entscheidungsprozess zulassen. Spontane Entscheidungen sind eher selten. In dieser Hinsicht verlässt ein Deutscher ungern seine „Komfortzone“, da er eher unnötige Risiken vermeiden will.

### *Negative Interpretationen einiger Verhaltensweisen*

Wenn sich ausländische Bürger bei Entscheidungen anders verhalten, stellt das kein Problem für den interkulturellen Frieden dar und diese einfache „Herz-Kopf“ Aufteilung bleibt eher eine allgemeine Beobachtung, die sicherlich weitgehend der Realität in der heutigen deutschen Gesellschaft entspricht. Allerdings könnte man die Verhaltensweise kritisieren, die die „deutsche“ Aufteilung darstellt, da suggeriert wird, dass das Planen das Leben übermäßig beeinflusst oder gar dominiert. Daraus könnte auch resultieren, dass man ein Leben ohne Spontanität führt, eine traurige Vorstellung in der heutigen, freiheitliebenden Spaßgesellschaft. Plötzlich wird dann der Begriff „deutschsein“ mit Adjektiven wie langweilig, vorsichtig und berechnend in Verbindung gebracht. So entstehen Stereotype der negativen Art.

Das dritte Wort „Distanz“ aus der rechten Spalte intensiviert den negativen Ruf und könnte eher zu Problemen bei der Annäherung von ausländischen Bürgern und einheimischen Bürgern führen. Beim besten Willen fällt es einem schwer, das Wort distanziert als positive Volkseigenschaft zu bezeichnen und wenn man, zum Beispiel, einen türkischen Mitbürger spontan auffordert, einen Deutschen zu beschreiben, ist es durchaus möglich, dass er das Wort „distanziert“ (oder Synonyme dafür) bei seiner Beschreibung benutzt. Woher kommt dieses negative Vorurteil?

Man könnte also sicherlich behaupten, dass ein Deutscher einige Zeit braucht, um die eigene Komfortzone zu verlassen und um mit fremden Menschen in Kontakt zu treten; vorsichtig lernt ein Deutscher einen Fremden kennen; er öffnet sich nicht gleich und redet erst über private Dinge, wenn eine Vertrauensbasis aufgebaut wurde. So kann der Eindruck entstehen, man wolle eigentlich keine fremden Menschen kennenlernen. Hinter diesem vorsichtigen Herantasten des Deutschen steckt zwar kein böser Wille, aber

vertrauenserweckend ist es gerade nicht. Das Missverständnis wächst, dass er dass er eine gewisse Distanz bevorzugt, so dass herzliche Beziehungen zwischen ihm und anderen eher Ausnahmen sind.

### *„Die Deutschen sind halt so!“*

Deswegen sind Bemühungen seitens Nicht-Deutscher häufig nötig, um Missverständnisse zu vermeiden und aufzulösen. Sicherlich ist über Jahre hinweg oft der folgende Kommentar in nicht deutschen Haushalten und Kreisen gefallen. „Die Deutschen sind halt so!“ Eigentlich eine nüchterne Bemerkung von großem Nutzen für eine harmonische Zusammenarbeit, die das Problem des leichten Irritierens auf pragmatischer Weise löst. Man könnte den zusätzlichen Satz noch hin fügen: „Die meinen es nicht böse!“

Das sind sogar Sätze, die ich zu mir selbst sage, wenn eine Begegnung mit einem Deutschen ein kurzes Gefühl des Unmuts hinterlässt. Es ist eine Einstellung, die hilft und ist eventuell eine praktische Strategie, die viele Ausländer in einer fremden Kultur anwenden, um mit dieser fremden Kultur leichter klar zu kommen. Durch diese kurze Analyse kann man schon zu dem Schluss kommen, dass ein Deutscher eine langsamere Anlaufzeit braucht, wenn er Menschen kennenlernt. Gravierend ist diese Tatsache zwar nicht, aber als Basis für spontane, herzliche Begegnungen dient es auch nicht gerade und ausländische Bürger, die eine andere Umgangsform gewohnt sind und mehr Nähe suchen, werden bei ihren Vermutungen bleiben, dass die Deutschen eher unterkühlt sind und auf gar keinen Fall herzlich.

Und jetzt sind wir wieder bei dem Wort „Herz“. Wenn wir die Beziehungen zwischen „Bio-Deutschen“ und Mitbürgern aus dem südeuropäischen Raum im Allgemeinen zu beschreiben versuchen, benutzen wir nicht unbedingt das Wort „herzlich“. Benützte man aber das Wort „harmonisch“, würde man wohl auf breite Zustimmung in der Bevölkerung stoßen; so gesehen gibt es keine wesentlichen Probleme zwischen den verschiedenen ethnischen Gruppen, sondern nur verschiedene Versionen der Definition Freundlichkeit im Alltagsleben. Sogar ich als Engländer, den man wahrlich nicht als „Südländer“ bezeichnen kann, merke immer wieder Unterschiede, die mich zwar leicht ärgern, aber mich nicht dazu zwingen könnte, das Land zu verlassen. Ich nehme an, es geht vielen anderen, ausländischen Mitbürgern ähnlich.

### *Hilfeleistung bei kulturellen Missverständnissen*

Eine Hilfeleistung, solche Irritationen zu reduzieren, biete ich meinen Studierenden im Institut für Anglophone Studien an der Universität Duisburg-Essen bei landeswissenschaftlichen Veranstaltungen über Großbritannien. Wenn es darum geht, sich beispielsweise kritisch mit der britischen Kultur auseinanderzusetzen, schlage ich den folgenden Ansatz vor, in diesem Fall in Form von „falsch“ oder „richtig“ Aussagen:

- 1 (falsch) „Englisches Essen schmeckt nicht.“ (Kritik)
- 2) (richtig) „Bei der englischen Küche nimmt man wenige Gewürze.“ (Neutrale Beobachtung)

Bei einem britischen Gesprächspartner könnte die erste Aussage eine Konfliktsituation auslösen. Die zweite Aussage dagegen ist von Takt und Sachlichkeit geprägt; kein Brit könnte daran Anstoß nehmen. Bei diesem Beispiel denkt man vielleicht auch an die direkte Art der Deutschen, die auch gelegentlich für Disharmonie bei manchen Briten (oder auch bei anderen Ausländern) sorgt. Aber auch hier kann man dieselbe Strategie implementieren.

- 1) (falsch) „Die Deutschen sind zu direkt/die Deutschen kränken mit ihren direkten Bemerkungen.“ (Kritik)

2) (richtig) „Die Deutschen sind ehrliche Menschen/die Deutschen geben immer Ihre ehrliche Meinung.“ (Neutrale Beobachtung)

Bei der zweiten Aussage macht man aber einen Schritt weiter: die zweite Aussage ist im Grunde Lob, als wollte man eine Tugend aus einer schlechten Gewohnheit machen. Prof. Dr. Gelfert, Redner bei der Tagung, hat das in seinem Buch, „Typisch deutsch. Wie die Deutschen ticken“ (2014) so formuliert: „Die Deutschen ... halten ihre Direktheit für einen Ausdruck von Ehrlichkeit.“ Das Ergebnis ist aber das Gleiche: es herrscht Harmonie anstatt Disharmonie zwischen zwei (oder mehreren) Menschen verschiedener Kulturen, was zweifellos ein Hauptziel jedes interkulturellen Trainings sein sollte.

So kann man bei vielen Fällen, die man auch als „kritische Interaktionssituationen“ bezeichnet, verfahren. Kritik wird zum Beispiel gelegentlich von manchen meiner Landsleute geäußert an der scheinbaren Unfähigkeit der Deutschen „small talk“ zu betreiben. Hier noch ein Beispiel zweier Interpretationen:

1) (falsch) Die Deutschen können kein *small talk* – sie mögen keine fremden Menschen/sie sind unfreundlich.

2) (richtig) Die Deutschen sind keine oberflächlichen Menschen; deswegen wollen sie keine oberflächlichen Gespräche über das Wetter mit Menschen führen, die sie nicht kennen.

Gelfert (2014) macht darauf aufmerksam, dass „zur Urbanität eine ausgeprägte Konversationskultur gehöre, die in Deutschland eher schwach entwickelt sei“. Meine falsch/richtig „Methode“ versucht dieses Manko zu erklären; der kulturbewusste Mensch akzeptiert die Erklärung, obgleich er trotzdem als Engländer oder Amerikaner die *small talk* Kultur bevorzugen mag. Auf jeden Fall halte ich den Ansatz für eine gute Methode, um Unmut zu reduzieren und Missverständnisse zu vermeiden.

### *Nur Kleinigkeiten?*

Bei dem großen Thema „Integration“ sind die obengenannten Beispiele vielleicht von kleiner Bedeutung; man könnte sie sogar als „Kleinigkeiten“ bezeichnen. Jedoch muss ich aber oft an die Worte eines griechischen Immigranten vor 30 Jahren in Mannheim denken, als er mir erzählt hat, was ihm nach zehn Jahren in Deutschland noch fehle. Ohne in Details zu gehen, griff er auf die Binsenweisheit aller Binsenweisheiten zurück und meinte: „Auf die Kleinigkeiten kommt es an.“

Die Entwicklung einer pragmatischen Einstellung zu unterschiedlichen, kulturellen Verhaltensweisen - die obengenannten Fälle zeigen diese Einstellung in der Praxis - hat dazu geführt, dass es eben keine großen Probleme auf menschlicher Ebene zwischen Ausländern und einheimischen Deutschen gibt - abgesehen von sozialen Problemen, beispielsweise auf dem immer schwierig werdenden Arbeitsmarkt und neuen, massiven Herausforderungen durch die Aufnahme von Flüchtlingen aus Kriegs- und Krisengebieten. Nachdem Familien der ersten Gastarbeiter der sechziger und siebziger Jahre nachgekommen sind und Kinder dieser Gastarbeiter hier geboren wurden, hat sich ein friedliches „Nebeneinander“ entwickelt, was sich bis heute fortsetzt. Die Schaffung paralleler Welten hat in dieser Hinsicht viele Integrationsprobleme pragmatisch gelöst.

### *„Multikulti“, Leitkultur oder Transkulturalität?*

Ich benutze bewusst das Wort „nebeneinander“, da sich eine Art „multikulturelle“ Gesellschaft in den letzten 30 Jahren entwickelt hat, bei der verschiedene Nationalitäten die Lebensart und Sitten anderer Kulturgruppen akzeptiert und toleriert haben, ohne diese anderen Lebensarten selbst zu übernehmen. In seiner einfachsten Form entspricht dies der bekannten Philosophie, „Leben und leben lassen“. Kurz gesagt, alles, was im Rahmen des Gesetzes eines Landes passiert, ist erlaubt. In diesem Zusammenhang wird

auch die Verfassung (Grundgesetz) als Basis des Zusammenlebens akzeptiert.

Eine Art Gegenmodell zur multikulturellen Gesellschaft stellte die Idee einer deutschen „Leitkultur“ dar. Diese kann man als den Versuch sehen, Deutschsein zu definieren und die herrschenden Standards dieser „Leitkultur“ zu formulieren, die an die Personen mit Migrationshintergrund vermutlich herangeführt werden müssen. Abgesehen von der ungeheuren Unterstellung, dass „the German way of life“ „the **best** way of life“ ist, bleibt es eine beinahe unmögliche Aufgabe festzulegen, wer der durchschnittliche Deutsche ist und wie er lebt. Die Zeit von Adenauer ist schon längst vorbei, wo der deutsche Mann vierzig Jahre bei derselben Firma arbeiten ging, seine Frau zu Hause blieb und sich um Haushalt und zwei Kinder kümmerte und Kuchen backte für das sonntägliche Kaffee und Kuchen-Ritual. Heutzutage leben wir in einer Zeit der „patchwork Familien“, einer steigenden Anzahl an Singlehaushalten, berufstätiger Frauen und Homo-Ehen. Einkaufen kann man 7 Tage der Woche im Internet und der Kult des Individuums ist auf seinen Höhepunkt gelangt. Eine Leitkultur in Zeiten sozialer und kultureller Diversität zu formulieren, ist so gut wie unmöglich.

Das Leben ausländischer Mitbürger hat sich im Laufe der letzten 50 Jahre auch stark verändert. Sicherlich orientieren sich türkische Bürger immer noch stärker an Familienkontexten und religiöse Traditionen als viele deutsche Familien, aber oft zeigen Personen unter 30 Jahren mit Migrationshintergrund Eigenschaften der *Transkulturalität*, wobei sie dem Einfluss verschiedener Kulturen ausgesetzt sind und transkulturelle Elemente in sich tragen. In vielen solchen Fällen ist die Suche nach der eigenen Identität entweder noch nicht abgeschlossen, oder geht in neue Richtungen. Noch einmal wird es klar, dass eine Anpassung an eine „Leitkultur“ kaum realisierbar ist. Wie Mark Terkessidis in seinem Buch *Interkultur (2010)* schreibt: „Häufig wird Integration im Alltagsverständnis als etwas betrachtet, wofür es bestimmte Standards gibt, an die sich die anderen anpassen haben“. Dass dies der falsche Weg zur Integration ist, wird heutzutage von den meisten Politikern und Kulturwissenschaftlern akzeptiert.

### *Deutschland aus britischer Sicht*

Mein Buch, *Modern Germany – an outsider’s view from the inside*, beschäftigt sich mit vielen der Beobachtungen, Themen und kulturellen Unterschiede, die in dem vorliegenden Artikel behandelt wurden: geschrieben, natürlich, aus der Sicht eines britischen Bürgers, der seit 36 Jahren ansässig und berufstätig in der Bundesrepublik Deutschland ist. Trotzdem wird das Buch von großem Interesse für viele Bürger mit Migrationshintergrund, die ähnliche Erfahrungen in einer fremden Kultur gemacht haben. Im nächsten Teil werde ich einige Ausschnitte aus dem Buch vorstellen, die vor allem kritische Interaktionssituationen enthalten.

Manche Leser mögen sich wundern, dass ein Engländer solche kritische Interaktionssituationen überhaupt in Deutschland erlebt. Einen Engländer stuft man nicht gleich in die Schublade „Bürger mit Migrationshintergrund“ ein; ist er nicht dem Deutschen ähnlich - gemeinsame historische Wurzeln, selbe Religion, ähnliche Sprache, selbe Hautfarbe? Das mag schon alles richtig sein, aber Unterschiede im Alltagsleben, bei der allgemeinen Verhaltens- und Denkweise, bei Essengewohnheiten, und hinsichtlich der Organisation politischer, wirtschaftlicher und sozialer Systemen gibt es reichlich; deswegen ist das Potenzial für solche kritische Interaktionssituationen auch reichlich vorhanden.

Beim Schreiben des Buches ist es mir noch deutlicher geworden, dass ausländische Bürger, die aus einem Kulturkreis kommen, der sich in vielerlei Hinsicht noch stärker von dem der Deutschen unterscheidet als der meinige, mit noch weitaus größeren Herausforderungen konfrontiert sind. Ich hoffe, dass die Beispiele aus meinem Buch informativ, nützlich, erhellend, (aber auch unterhaltsam!) sein werden.

### *Kopf/Herz These auch für Deutschland/Großbritannien gültig?*

Meine anfängliche Gegendarstellung der Konzepte „Kopf“/„Herz“ ist ein guter Ansatzpunkt für eine Analyse der deutschen und britischen Mentalitäten; der Unterschied wird mehrmals in meinem Buch erläutert. Im letzten Kapitel des Buches gehe ich etwas näher auf die These ein und zitiere auch die Ansicht eines Deutschen, Didi Hamann, Ex-Nationalfußballspielers, der inzwischen seit fast 20 Jahren in England lebt und behauptet, dass Gefühle eine untergeordnete Rolle in der deutschen Gesellschaft spielt. Hier ein Absatz (S.227), wo ich mich mit dieser These auseinandersetze:

(Jeweils erst eine (meistens) verkürzte deutsche Übersetzung des anschließenden englischen Originaltexts).

Im folgenden Ausschnitt betont Hamann die sachliche Art der Deutschen und unterstützt meine These, dass Emotionen eine wichtigere Rolle bei vielen Nichtdeutschen spielen. Aus diesem Grund habe ich sie auch am Ende meines Buches gesetzt, um dies nochmal zu betonen. Es dient auch als eine Art Zusammenfassung oder Schlusswort. Die Gefahr einer Vereinfachung der Mentalitäten durch diese These bleibt, aber an der Tatsache, dass dies ein Hauptunterschied zwischen den beiden Gruppen darstellt, kann meiner Meinung nach nicht gezweifelt werden.

**Hamann scheint daher auf die Tatsache zu verweisen, dass in der deutschen Gesellschaft rationale, konkrete „Dinge“ die wahren Ziele sind, während Gefühle eine eher untergeordnete Rolle spielen. Dieses Konzept können wir vereinfacht darstellen, in dem wir von aufeinanderprallenden Polen, nämlich Kopf und Herz, sprechen. Ich bin mir bewusst, dass wir nun einen minimalistischen Ansatz wagen, um das Leben in Deutschland zu beschreiben; dieser dient zum Ende des Buches allerdings einem nützlichen zusammenfassenden Zweck. Auch wenn es nicht fair wäre, den Unterschied zwischen Deutschland und Großbritannien auf die Teilung von Kopf/Herz - Denken/Fühlen zu reduzieren, so ist sicherlich etwas Wahres dran. Würden sie Bürger aus südlicheren Gefilden nach dem Unterschied zwischen ihnen und den Deutschen befragen, bekämen sie oftmals folgende Antwort: „Deutsche denken, wir fühlen.“**

**Originaltext (aus "Modern Germany – an outsider's view from the inside", Seite 227, Kapitel 8) HERZ/KOPF:**

*„Hamann would therefore seem to be pointing to the fact that things in German society are the real goals while the feelings in that society play a subordinate role. To put this concept into an even smaller nutshell, we could use the opposing concepts of head versus heart. I am aware that we are now starting to take a minimalist approach to describing how life is in Germany, but as a general summary as we reach the end of the book, I believe the approach serves a useful purpose. While it would be unfair to reduce the difference between Germany and Britain to the head/heart-thinking/feeling split, there is certainly some truth in it. If you were to do an extensive survey among citizens originating from Southern climes on what they believe is the main difference between them and Germans, you may hear the following statement a lot: "Germans think, we feel"”.*

### *Studentenleben Deutschland-England*

In meinem ersten halben Jahr als Student in Deutschland hat mich das Bedürfnis der deutschen Kommilitonen nach einem festen Zeitplan bei Verabredungen immer wieder überrascht und, ehrlich gesagt, irritiert. Inzwischen habe ich mich daran gewöhnt und sogar zu schätzen gewusst; jetzt bin ich manchmal sogar selbst beunruhigt, wenn es keinen Plan gibt! Werde ich sogar in dieser Hinsicht deutsch?!

**Was mich auch beeindruckte, um nicht zu sagen beängstigte, war das ausgeprägte Planungsbedürfnis und die daraus resultierende Strukturiertheit des Alltagslebens vieler Deutscher. Oft wurde mein spontaner Vorschlag, etwas gemeinsam trinken zu gehen („Habt Ihr noch Lust auf ein Bier?“), mit einem detailbesessenen Plan hinsichtlich Ort und Zeit des Treffens begegnet. Ich lernte auch schnell, dass bei „jemandem kurz vorbeischauen“ nicht auf viel Gegenliebe stieß.**

Originaltext (aus *“Modern Germany – an outsider’s view from the inside”*, Seite 89, Kapitel 4) SPONTANITÄT/PLANUNG:

*“What also impressed me, though perhaps frightened is the better word, was the structured way they went about their lives. There seemed to be a purpose and plan to everything they did. Whenever I plucked up the courage and made the hesitant but sociable suggestion: “Let’s have a drink sometime,” the person I asked would normally come up with a definite place, time and a depressingly detailed plan as to how he or she thought the evening might then proceed. I found that dropping in on somebody was uncommon and presumably not welcome.”*

### *Experimente in landeskundlichen Seminaren*

In meinen landeskundlichen Seminaren führe ich immer ein kleines Experiment durch. Ich bitte meine Studierenden, eine Begegnung auf der Straße zwischen zwei Menschen (Deutschen), die sich nicht kennen, zu beobachten und in der darauffolgenden Woche sie zu beschreiben. Sie ähneln mit 99% Sicherheit der Beschreibung unten.

**Ich habe lange und intensiv darüber nachgedacht, warum die Deutschen im Vergleich zu anderen Nationalitäten oftmals wesentlich länger brauchen, um sich fremden Leuten in unbekanntem Situationen zu öffnen. Insbesondere die ersten Sekunden solcher Begegnungen geben keinen Eindruck von Freundlichkeit und Wärme; was in Anbetracht der deutschen Geschichte allerdings auch verständlich ist. Je mehr wir uns der Vergangenheit bewusst sind, die die Deutschen, die wir heute treffen, geprägt hat, desto mehr können wir ihre Verhaltensweisen verstehen. Dies gilt selbstverständlich für jede Kultur. Nichtsdestotrotz benötigen Deutsche mehr Zeit sich ihrem unbekanntem Gegenüber zu öffnen. Dies kann einen negativen ersten Eindruck erwecken, weswegen die Deutschen gerne als “reserviert”, “entfernt”, “kühl” oder im Extremfall “feindlich” beschrieben werden.**

Originaltext (aus *“Modern Germany – an outsider’s view from the outside”*, Seite 79, Kapitel 3) NÄHE/DISTANZ:

*“I have thought long and hard about why Germans need more time than virtually any other nationality in new situations with new people. Adroitness in the first few seconds of such encounters does not give people the impression of friendliness or warmth; but the fact remains that it would have been very surprising if Germany’s history had created a happy-go-lucky, cheerful bunch of trusting folk. The more aware we are of the past which created the Germans we meet today, the more we can understand the way they behave. This is true, of course of any culture. But the fact remains that Germans invariably need time to weigh up any stranger coming their way. This, however, can contribute to creating negative first impressions about Germans which can be described as “standoffish”, “distant”, “cool” or, in extreme cases, “hostile”.*

### *Die pessimistischen Deutschen?*

Ein Begriff, der zu den vier Grundbegriffen aus dem Anfang des Artikels gehört, bleibt noch unbehandelt: Optimismus/Pessimismus. In dem folgenden Ausschnitt wird ein kurzer Dialog wiedergegeben, der die Tendenz der Deutschen, die Sachen extrem negativ zu sehen zeigt. Es zeigt uns auch, dass man sich als Nichtdeutscher, nicht an alles gewöhnen kann (und muss). Hier hilft vielleicht auch wieder nur die Strategie, die hinter der Binsenweisheit steckt: Die Deutschen sind halt so!

**Während ich in Mannheim lebte, gab ich einem im Ruhestand lebenden Zahnarzt Privatstunden in Englisch. An einem Unterrichtstag hatte ich zuvor ein neues Auto gekauft und ich dachte mir, die Erwähnung meines Autokaufs sei ein guter Gesprächseinstieg. Nachdem mein Schüler länger über eine angemessene Antwort nachgedacht hatte, meinte er schließlich: „Ich hoffe, Sie werden keinen Unfall in Ihrem neuen Auto haben.“ Dreißig Jahre später habe ich immer noch nicht den Zusammenhang zwischen meiner und seiner Äußerung verstanden und muss zugeben, dass ich einfach gewisse Dinge im Verhalten der Deutschen nicht verstehe.**

Originaltext (aus "Modern Germany – an outsider's view from the inside" Seite 143, Kapitel 4) OPTIMISMUS/PESSIMISMUS:

*„When I was living in Mannheim, I used to give one-to-one tuition to a retired dentist. On the day of one of our meetings I had just purchased a new car so I thought I would start our conversation rolling by telling him the good news. He thought carefully about his answer and offered the following solemn statement. “I hope you don’t have an accident in your new car”. Almost thirty years later I am still not quite able to understand the connection between my statement and his statement; instead I hold up my hands and say: “There are certain things that happen in the German mind which I do not really comprehend”.“*

Diese Schlussfolgerung - „dass ich einfach gewisse Dinge im Verhalten der Deutschen nicht verstehe“ - muss nicht unbedingt ein Hindernis für Harmonie zwischen verschiedenen Kulturen sein und spiegelt meine These wider, die ich in diesem Artikel artikuliert habe: wir müssen nicht alles über Verhaltensweisen anderer Kulturen verstehen, aber wir sollten sie akzeptieren und tolerieren lernen, vorausgesetzt, dass diese Verhaltensweisen ja gesetzmäßig sind. Die vielen Beispiele der „typischen“ deutschen Eigenschaften, die ich in diesem Artikel vorgestellt habe, stellen meiner Meinung nach keine unüberwindbaren Hindernisse für ein friedliches Zusammenleben dar. In der Tat trifft es zu, dass die verschiedenen Kulturgruppen in Deutschland im Allgemeinen die Theorie „leben und leben lassen“ erfolgreich in die Praxis umgesetzt haben; das Konzept einer multikulturellen Gesellschaft baut auf diesem Prinzip auf.

Am Anfang dieses Artikels habe ich auf vier grundsätzliche Unterschiede im Verhalten zwischen Deutschen und nicht-Deutschen aufmerksam gemacht und einige Tipps vorgeschlagen, wie man daraus potenziell resultierende Konfliktsituationen vermeiden kann. Meine eigenen Erfahrungen in solchen Situationen, wie ich sie in meinem Buch schildere, haben eventuell in nicht-deutschen Lesern ähnliche Erinnerungen wachgerufen; vielleicht haben sie auch einige Deutsche zu einem gewissen Schmunzeln gebracht. Wenn alle Leser verschiedener Nationalitäten und Hintergründe mit einem ungezwungen „Die Deutschen sind halt so“ reagieren, können wir alle mit dem Titel des Artikels „Typisch deutsch-na und?“ leben und machen damit alle einen wichtigen Schritt in die richtige Richtung.

## Literatur:

Bolten, Jürgen (2001). „Kann man Kulturen beschreiben oder erklären, ohne Stereotypen zu verwenden? Einige programmatische Überlegungen zur kulturellen Stilforschung“. In Bolten, Jürgen/Schroter, Daniela (Hg.) Interkulturelle Kommunikationsforschung. Berlin: Sternenfels, 128-142

Deane, Neil, *Modern Germany – an outsider’s view from the inside* (Berlin: pro BUSINESS 2014)

Gelfert, Prof.Dr. Hans-Dieter: *Von Innerlichkeit zu Nüchternheit. Deutsche Kultur heute*. PoliTechnik, 1.Ausgabe, April-Mai 2014, <http://politechnik.de/language/de/author/hans-dieter/>

Hamann, Dietmar, *My love affair with Liverpool* (London: Headline Publishing Group, 2012)

Terkessidis, Mark, *Interkultur* (Berlin: Suhrkamp Verlag 2010)

Neil Deane, Essen im September 2015.



SYMPOSIUM 2015

Alison Smale

The New York Times

## Typisch deutsch – Was Migranten über die Deutsche Gesellschaft Wissen Sollten

Was „typisch Deutsch“ ist verändert sich natürlich mit der Zeit... Das Deutschland von heute ist ein anderes als selbst vor 10 Jahren. Es ist voll Kontraste -- mächtig aber auch zögerlich, reich aber nicht für alle, ist ordentlich bzw. ordnungsbewusst, doch aber verwirrend und manchmal auch sogar chaotisch. Es ist ein Land das „Willkommen!“ sagt, wo aber manch neuangekommene(r) Fremde sich nicht unbedingt willkommen fühlt.

Diese Gegensätze existieren vielleicht in jedem Land. In kaum einem anderen Land aber werden sie so ernsthaft auseinandergenommen, und können in tiefe Grübeleien enden, die dann evtl. Zerstörerisch wirkt.....

Ein aktuelles Beispiel liefert die „NSA Affäre“ was auch bekenntzeichnenderweise anders rum als „BND Skandal“ bekannt ist.

Am Herzen dieses „Skandals“ gibt es ein klaffender Gegensatz: in Sachen Sicherheit hängt die wirtschaftlich noch so mächtige Bundesrepublik Deutschland von den USA ab. Es ist aber schwierig diese Wahrheit klar auszusprechen, da diese Sicherheit zum Teil von einer Institution garantiert wird, die spätestens seit den Enthüllungen von Edward J. Snowden ziemlich unbeliebt ist: der NSA, oder National Security Agency, die laut Snowden massive Spitzelei betreibt, und nicht nur Amerikaner sondern auch Ausländer ausspäht. (Aktuell ist der Kongress in Washington ja damit beschäftigt, diese Aktivitäten innerhalb der USA zu begrenzen, ohne dass eine neue Regelung für Ausländer in Aussicht gestellt wurde). Wie u.a. Stefan Kornelius, Leiter des Ressorts Außenpolitik für die Süddeutsche Zeitung, geschrieben hat, gilt die NSA für einen bedeutsamen Teil der Deutschen eher als „Public Enemy No.1“ als deren Beschützer. Und das macht es schwierig für deutsche Politiker, selbst die ziemlich beliebte Kanzlerin, klar auszusprechen, dass man hierzulande auf die Dienste eines ungeliebten bzw. wenig geschätzten Dienstes angewiesen ist.

Hinzu kommt, wie relativ oft in allen Hinsichten des Lebens in der Bundesrepublik, dieser Schöpfung der Zeit direkt nach 1945, dass die Deutschen sich häufig nicht wohlfüh-

len, wenn sie meinen, zwischen Ost (sprich Russland) und West (Amerika) in die Zwickmühle geraten zu sein. Das ist wirklich hier nicht der Fall, aber das Zusammenfallen der Ukraine Krise mit der NSA Affäre bedeutet, dass es nicht immer leicht ist, die beiden Ereignisse und deren Folgen auseinanderzuhalten. Und so geht es mit vielen hierzulande – man neigt dazu, sehr philosophisch zu werden, selbst oder vielleicht besonders dann, wenn die Tatsachen klar aber irgendwie unangenehm sind...

Also, liebe Migranten, seid vorsichtig mit den Gegensätzen in und um Deutschland! Gegen diese Ernsthaftigkeit, womit die Kontraste auseinandergesetzt werden, hilft normalerweise nur Humor! Gerade hier ist es aber um Deutschland nicht immer gut bestellt... das Land ist nicht dafür berühmt, dass es wie die Briten seine Probleme „weglachen“ kann.... Wie Goethe zurecht bemerkte – ‚Während die Deutschen sich mit Auflösung philosophischer Probleme quälen, lachen uns die Engländer mit ihrem großen praktischen Verstand aus und gewinnen die Welt.‘

Abgesehen davon, dass man oft sehr gute Sprachkenntnisse braucht, um den Humor eines jedweden Landes zu begreifen, kommt in Deutschland noch dazu, dass es nicht unbedingt als wichtiger Faktor rangiert....

Nichtsdestotrotz, auch hier aber gibt es Anzeichen für eine Änderung. Nimmt einen Augenblick Zeit, um das Video von Jan Böhmermann über Yanis Varoufakis, dem griechischen Finanzminister, anzusehen.... <https://www.youtube.com/watch?v=Afl9WFGJE0M> -- ein ziemlich gelungenes Skizze-Song was seinerzeit unter „Hashtag der Woche“ passend zum Clip #Blitzgreek zu finden war.... Böhmermann wurde neulich der Lieblingskomiker der deutschen Qualitätspresse – Interviews mit der „Zeit“, „Süddeutschen“ Spiegel usw. – die sich ansonsten nur herabsetzend bzw. gar nicht mit dem Fernsehen befasst.... seit Böhmermann zum versuchten „Remake“ vom ZDF gehört scheint sich das aber geändert zu haben....vielleicht wird Humor doch noch einen größeren Platz in der deutschen Sonne finden...

Wir sind aber etwas von unserem Thema hier abgewandert....Anfangs habe ich erwähnt, dass das „typisch deutsche“ sich natürlich ständig ändert – und ich meine, in den 20 oder so Monaten nach meiner Rückkehr nach Deutschland einen sehr relevanten Wechsel beobachtet zu haben, und zwar, dass „die Deutschen“ im allgemein doch noch gegenüber Ausländern merklich offener geworden sind. Das heißt durchaus nicht, von hässlichen Zeichen wegzuschauen. Dass gerade fertiggestellte Unterkünfte für Asylsuchende in verschiedenen Dörfern angezündet werden, dass monatelang in Dresden gegen Islamismus – sprich gegen Migration – demonstriert wird, sind Sachen, die in anderen europäischen Ländern kaum zu beobachten sind, und in Deutschland besonders die Aufmerksamkeit von Außenstehenden verdient. Kennzeichnend war aber auch, dass nach anfänglichem Zögern sehr viele Gegner der „Pegida“ Begegnung auf die Strasse gegangen sind, und in vielen verschiedenen Orten in ganz Deutschland, um das auszusprechen, was eigentlich natürlich sein soll, dass vor allem hier die Leute willkommen sind, die wegen Krieg aber auch auf der Suche eines besseren Lebens ihre Heimat verlassen mussten. Es wird eine der interessantesten Sachen sein, in nächsten Jahren zu beobachten, ob diese Neuankömmlinge tatsächlich integriert werden und somit der Begriff vom „Deutschen“ erweitert wird, oder nicht...

Vielleicht kann man gerade Hoffnung von einer anderen etwas unerwarteten Entwicklung schöpfen, und hier rede ich vom Essen. Die durchschnittliche deftige deutsche Küche bekommt man besser oder schlechter in tausenden Lokalen dieses Landes. Daneben aber hat sich eine ganze Reihe exzellenter Restaurants entwickelt, die durchaus Michelin-würdig sind, und – auch wenn abgelegen – zu denen die immer fahrfreudigen Deutschen bereit sind, auch ziemlich weit zu reisen. Der nächste Schritt muss nur sein, bessere ausländische Restaurants in den deutschen Städten zu haben, wo diese Restaurants immer noch zu oft als ‚billig‘ Essenslokale abgewertet werden....Und wer weiß, wenn das Essen von anderswo besser eingeschätzt wird, dann vielleicht auch die Kulturen

insgesamt? Vergessen wir nicht, dass in den 50er bzw. 60er Jahren selbst die Italiener die hier lebten als Fremde, Ausländer, Gastarbeiter betrachtet wurden. Und jetzt gilt wohl Insalata Caprese als Nationalgericht, etwa ähnlich wie Chicken Tikka Masala in Großbritannien.

Wenn wir nach einem gemeinsamen Nenner hier suchen ist es wohl, dass alles veränderbar ist. Und dass die Deutschen gegenüber dem „Fremden“ flexibler geworden sind – kaum ein Wunder, angesichts der großen Reiselust vieler Deutschen, deren Status als große Handelsnation und dem Fortschreiten der Globalisierung. Die Deutschen sind geschäftsbereit und für Abenteuer zu haben. Vergessen wir nicht, wer die große hanseatische Liga etabliert hat, und wer jederzeit im Mittelalter bereit war, nach dem unbekanntem Russland zu fahren, um dort z.B. Pelze zu erwerben, oft im Austausch für fortschrittliche deutsche Werkzeuge. (Heute sieht dieses Geschäft im Grunde genommen nicht viel anders aus – russische Rohstoffe (Öl, Gas) gegen deutsche Technik). Diese Jahrhunderte Erfahrung mit z.B. Russland sollten uns auch an einen anderen wichtigen Punkt erinnern – auch wenn Deutschland über kein Reich verfügte gleich das von Großbritannien oder Frankreich, gab es immer im Osten Europas, bis hin zum Ural und manchmal auch weiter, einen deutschen Einfluss. Und deutsche Menschen – die sogenannten Wolgadeutschen, die Deutschen die unter Stalin nach Zentralasien deportiert wurden, die Deutschen von Rumänien (wo gerade einer von denen zum Präsidenten gewählt wurde) usw. Viele von diesen Leuten sind seit 1945 nach Deutschland gekommen – in unterschiedlichen Wellen, als Vertriebene zuerst, dann manchmal als Opfer des Kommunismus, und nach 1989-90 als Leute, die hier ein besseres Leben aufbauen wollten. (Und siehe wie das z.B. Helene Fischer gelungen ist!) Mein Punkt ist aber ein anderer: alle diese Leute sind auch Migranten also Leute mit Migrationshintergrund. Und an deren Beispiel – da sie bei weitem nicht alle fließend deutsch gesprochen haben, als die hier ankamen – kann man auch lernen, wie man Migranten in die deutsche Gesellschaft integriert.

Und vor allem nicht vergessen – Migranten ist ein relativ neuer Begriff, vielleicht auch öfters unter den Betroffenen, d.h. Neuankömmlinge und deren Nachgeborene, und auch Beamten und andere, die direkt mit Integration zu tun haben – zu hören, als in der Gesellschaft im allgemeinen. Alle Migranten sind Menschen. Laut der deutschen Verfassung ist deren Würde ja unantastbar. Das ist vielleicht das wichtigste, das Migranten und Einheimische nicht nur wissen sollten, sondern auch bewusst leben könnten...



SYMPOSIUM 2015

Andreas Bomheuer

Kulturdezernent der Stadt Essen

# Typisch deutsch – Was Migranten über die Deutsche Gesellschaft Wissen Sollten

## - Grußwort -

Sehr geehrter Herr Korkmaz, Sehr geehrter Herr Prof. Dr. Uslucan, Sehr geehrte Herr Frau Rimbach, sehr geehrte Damen und Herren,

der Demografische Wandel und der Rückgang der Bevölkerungszahlen aber auch der vorhersehbare Fachkräftemangel, der auf uns zu kommt, hat das Thema „Investition in Bildung als wirtschaftlichen Standortfaktor“ und den daraus resultierenden Wettbewerb um die besten Köpfe, nicht nur in Essen und der Bundesrepublik Deutschland, sondern in ganz Europa in den Mittelpunkt der Politik gerückt. Aus den o. g. Gründen wird natürlich ein kontroverser Diskurs geführt, ob das bestehende deutsche Bildungssystem mit seinem ausgrenzenden Charakter für Kinder aus bildungsungewohnten Familien noch auf die künftigen Anforderungen einer globalisierten Gesellschaft entspricht oder ob das Bildungssystem systematisch umgebaut werden muss, damit wir nicht den Wirtschafts- und Wissenschaftsstandort Deutschland erhalten, sondern auch Teilhabegerechtigkeit herstellen können. Denn Bildung mehr als nur die Anhäufung von „Humankapital“ bei den traditionellen Leistungseliten.

Allen Akteuren und Entscheidern wird deutlich, dass die Humanressource „Kind“ nicht mehr unendlich zur Verfügung steht und wir als Gesellschaft auf kein Kind mehr verzichten können.

Die Wirtschaft hat schon seit längerem erkannt, dass unsere gemeinsame gesellschaftliche Zukunft nicht mehr mit traditionellen Methoden der Trichterpädagogik gesichert werden kann. Wir wissen schon seit längerem, dass Teamarbeit und Kreativität vor allem durch kulturelle Bildung gefördert werden kann. Emotionales, Soziales und ästhetisches Lernen sowie die kulturelle Bildung ist geradezu eine zentrale Voraussetzung für alle kognitiven Lernprozesse.

Um alle Kinder, Jugendliche und Studenten sowie alle Migranten/-innen zu erreichen, müssen wir neue Wege in der Kultur- und Bildungsarbeit gehen. Das setzt natürlich voraus, dass die bisherigen Kultur- und Bildungseinrichtungen und Ihre Mitarbeiter/-innen,

die vor einer gewichtigen Neuorientierung stehen, sich dieser Anforderung stellen und die Kultur- und Bildungssystem gemeinsam, durch Interkulturelle Öffnung der Einrichtungen umbauen.

Um es mit den Worten des Erziehungswissenschaftlers Wolfgang Klafki zu sagen, bedeutet Bildung den Lernenden zur Selbstbestimmung, zur Teilhabe am gesellschaftlichen Leben und zur Solidarität gegenüber den Mitmenschen zu befähigen. Daran gemessen sind wir nach wie vor eine ungebildete Gesellschaft.

Deshalb ist es unser oberstes Anliegen bestehende Unterschiede bei den Chancen zu gesellschaftliche Teilhabe in Zukunft weiter abzubauen.

Die kulturellen Ausdrucksformen von Menschen werden in der moderne immer vielfältiger in einer globalisierten Welt, die immer kleiner wird. Hierbei gilt es auch den Einwanderergruppen, die auch aus unterschiedlichen sozialen Milus kommen und sich wieder in einer Vielfältigen neuen Gesellschaft einfinden müssen, dem kulturellen Reichtum einer Gesellschaft systematisch bewusst zu machen.

In Essen geht es dabei nicht nur um die über 120.000 hier lebenden Menschen mit Zuwanderungsgeschichte aus den letzten 50 Jahren: Das Wachstum der Städte in den letzten 200 Jahren durch Einwanderung aus den ländlichen Regionen und die damit entstehende sprachlich-kulturelle Vielfalt sind ein zentrales Merkmal von Urbanisierung. Das Aufeinandertreffen unterschiedlicher Lebensvorstellungen in der Stadt erforderte unter demographischen, wirtschaftlichen und gesellschaftspolitischen Aspekten auch in früheren Jahrhunderten nachhaltige und ganzheitliche soziale und kulturelle Integrationsprozesse.

Die großen Kommunen im Ruhrgebiet stehen vor vergleichbaren Herausforderungen wie die Stadt Essen:

- die Kommunen müssen sich mit ihrem Dienstleistungsangebot und ihren Einrichtungen auf die veränderte Bevölkerungszusammensetzung unter den Aspekten von Kundenorientierung und Daseinsvorsorge einstellen,
- viele Erwerbstätige in den Stadtverwaltungen werden in den nächsten Jahren in den Ruhestand gehen und müssen im Rahmen von Haushaltssicherungskonzepten zusätzlich Personal abbauen,
- Parallel zum demographischen Wandel wächst mittel – und langfristig der Bedarf an qualifizierten Menschen,
- die Potenziale der nachwachsenden Generation werden nicht in dem erforderlichen Maß gefördert und damit rücken die bislang vielfach vernachlässigten jungen Menschen mit Zuwanderungsgeschichte stärker in die Aufmerksamkeit von Politik und Verwaltung,
- auch in den Bildungseinrichtungen sind Überalterungsprozesse und fehlende Lehrkräfte festzustellen

Ihre Tagung „**Typisch Deutsch – Was Migranten über die deutsche Gesellschaft wissen sollten**“, das hochkarätig mit Wissenschaftlern besetzt ist, und sich zum Ziel gesetzt hat:

- Stärkung der sachlichen Auseinandersetzung mit der deutschen Kultur und Tradition; Offenlegung von positiven sowie negativen Vorurteilen,
- Vertiefung des migrantischen Wissens über die heutige deutsche Gesellschaft,
- um dadurch ihre Kompetenzen in interkulturellen Kommunikationssituationen zu erhöhen,
- Aufbau von Empathiefähigkeit und Sensibilisierung für das Zusammenleben in der Einwanderungsgesellschaft,
- Die Schaffung von Möglichkeiten zur Selbstreflexion und Erhöhung der Selbstbewusstheit durch Kulturvergleich,

- Schärfung der Kritikfähigkeit gegenüber bestehender kultureller Verhältnisse
- Entwicklung von Materialien für den muttersprachlichen Unterricht, Elternarbeit,
- Integrationskursen; Impulse für Kunst und Literatur,
- Perspektivenwechsel von der Integrationsarbeit hin zu einer inklusiven Gesellschaft kann mögliche Handlungsempfehlungen für Kommunal- und Landespolitik formulieren, die, so hoffe ich, durch die politischen Parteien in den Kommunen und im Landtag aufgegriffen werden.

Als verantwortlicher Dezernent für Kultur, Integration und Sport der Stadt Essen setze ich mich mit meinem Fachbereich Interkulturelle Orientierung/Kommunales Integrationszentrum Essen (mit seinem bekanntem „Konzept für die interkulturelle Arbeit in der Stadt Essen“) alltäglich mit den Fragen, die Sie heute aufwerfen und erörtern werden, auseinander. Von den Maßnahmen, die wir in Essen im Rahmen des Konzeptes für die interkulturelle Arbeit in der Stadt Essen mit vielen internen und externen Partnern umsetzen, beschäftigen sich sehr viele mit dem Thema „Kulturelle Bildung, Bildung, Integration sowie mit Teilhabe und Chancengleichheit“. Unser Strategiekonzept:

- Im Jahr 1999 hat die Stadt Essen als erste Großstadtkommune in Deutschland per Ratsbeschluss den „Ausbau der interkulturellen Orientierung“ zum Konzernziel erhoben und das „Konzept für die interkulturelle Arbeit in der Stadt Essen“ mit einem gemeinsamen Leitbild, definierten Querschnittsaufgaben und 154 Handlungsvorschlägen beschlossen. Die Dienststelle hat sich seit 1999 als interkulturell orientierte Innovationsagentur insbesondere für die Bildungs- und Integrationsarbeit verstanden, entsprechend modellhaft ihre Maßnahmen in den Bildungs-, Sozial- und Kultureinrichtungen entwickelt und nach positiven Evaluationsergebnissen in das Regelsystem überführt. In den letzten zwei Jahren hat mein Fachbereich die Neuorientierung der Integrationsarbeit und Fortschreibung des „Konzeptes für die interkulturelle Arbeit in der Stadt Essen“ zu einem kommunalen Strategiekonzept „Interkulturelle Orientierung 2012-2016“ erarbeitet, um den wachsenden Anforderungen unserer Gesellschaft und des Teilhabe- und Integrationsgesetzes Nordrhein Westfalens gerecht werden zu können.
- Zu den Schwerpunkten dieses vom Rat der Stadt verabschiedeten „Strategiekonzeptes zum Ausbau der interkulturellen Orientierung 2012-2016“ gehören neben dem Handlungsfeld „Interkultureller Bildung“ der Querschnittsbereich „Interkulturelle Öffnung“ sowie „Kultur und Kunst“ alle kommunal finanzierten Dienstleistungen.

In dem damit verbundenen Prozess der Organisationsentwicklung soll sich die Stadtverwaltung bzw. ihre Beteiligungsgesellschaften als Dienstleisterin und Arbeitgeberin verstärkt einbringen und die interkulturelle Kompetenz aller Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter fördern. Die Umsetzungsverantwortung dieser Querschnittsaufgabe liegt bei allen Verwaltungsfachbereichen. Ich habe als Dezernent für Kultur, Integration und Sport die Zielverantwortung für die Realisierung des Prozesses.

Deshalb bin ich an Ihrer Tagung besonders interessiert und freue mich, dass es in Essen stattfindet und wir aus den Ergebnissen für Essen einen Nutzen ziehen können.

Ich möchte mich bei den Organisator/-innen, die dieses Symposium ermöglicht haben und im Hintergrund fleißig mitwirken, für ihr Engagement im Namen der Stadt Essen bedanken.

Ich wünsche Herrn Korkmaz, unserer Tagung viel Erfolg und warte gespannt auf die Ergebnisse!

Vielen Dank für Ihre Aufmerksamkeit.

---

Prof. Dr. Phil. Michele Borrelli

Ordinario di Pedagogia Generale, Università degli Studi della Calabria

---

## Il diritto alla cultura come espressione di pensiero

Il lungo cammino del pensiero occidentale e la sua complessità non sono di facile definizione né da riassumere in una unità omogenea. A partire dagli albori del pensiero della grecità, lungo il percorso della “Scuola di Atene” e dell’Ellenismo, fino alla modernità e all’attuale “postmodernità”, possiamo certamente parlare di cultura (in generale) o culture (nel senso di epoche e di luoghi o centri del pensiero). Ovviamente il termine cultura è utilizzato anche in riferimento ai singoli popoli, alla diversità delle nazioni che popolano la terra. In fondo l’uomo è un prodotto culturale. Alla domanda, però, se c’è una cultura tedesca, italiana, francese, americana ecc. diventa difficile rispondere. Certo, c’è *qualcosa* che rende possibile il parlare di cultura tedesca, italiana, turca ecc. Questo *qualcosa* è la lingua. Quell’orizzonte di senso che la parola (tedesca, italiana, turca ...) esprime non sempre allo stesso modo e come qualcosa di specifico. Entrare nella lingua specifica di un popolo è come entrare in un mondo (culturale) specifico. Ma se questo *qualcosa*, che qui abbiamo chiamato lingua, costituisce una particolarità culturale importante che differenzia una popolazione da un’altra, allo stesso tempo vale: se pensiamo al termine cultura, in senso più generale, dobbiamo dire che esiste una complessità linguistica, molto più ampia, nella quale lingue diverse sono al suo interno. Sopra facevo riferimento alla cultura come cammino del *pensiero occidentale*, non come percorso che possa reclamare assolutezza culturale o verità culturale rispetto alle altre culture (ovviamente ci sono parallelamente altri percorsi di pensiero). Con pensiero occidentale, intendevo dire e includere – nonostante le differenze linguistiche specifiche e gli orizzonti di senso ad esse legate – voci come “cultura tedesca”, “cultura italiana”, “cultura turca” all’interno di un discorso ampio che vorrei definire *discorso del pensiero*. È vero che siamo in presenza di lingue e tradizioni diverse, di orizzonti di senso (anche religiosi) che reclamano riconoscimento e legittimità e che costituiscono la bellezza della molteplicità di sbocchi culturali altri. Ma è anche vero che con “cultura” non si può comprendere *qualcosa di statico*, di fisso, di immutabile, di incontrovertibile. Gli orizzonti umani di senso sono storici e quindi soggetti anche a possibili nuove formulazioni. Ciò fa presupporre che la “cultura” è aperta continuamente al “pensiero”, che la cultura è fondamentalmente pensiero. Pensiero che può diventare *interrogazione, critica, rovesciamento di prospettiva*. La bellezza e la ricchezza dell’incontro intercul-

turale sono date dallo scambio culturale reciproco, dall'incontro-scontro delle prospettive culturali, dalle differenze di valori. L'incontro-scontro è all'origine della semantica del termine *dialogo*. Dialogo significa infatti, originariamente, scontro. La *dialettica* conferma l'importanza culturale della forma dialogica del pensare (occidentale). Ora ci sono "detentori" (Träger) della cultura così come qui delineata? Ci sono "detentori" della "cultura tedesca" (...)? Se cultura è *qualcosa* di dinamico e non di statico, di pre-definito, di assolutizzabile, allora *ognuno* è detentore di cultura. O, meglio, ognuno dovrebbe poter essere detentore di cultura, che non significa altro che ognuno dovrebbe poter partecipare alla cultura, ognuno dovrebbe essere parte di questa cultura, ognuno dovrebbe aver accesso alla cultura. Ma così pensata che significa cultura? Significa, appunto, che ognuno - partendo dalle diversità linguistiche, culturali e simboliche che la pluralità delle manifestazioni culturali nel mondo manifesta - abbia la possibilità di accedere alla cultura come *pensiero in generale*. Che ognuno possa essere parte del cammino generale della cultura che è il cammino generale del pensiero, con le sue contraddizioni, le sue forme di spiegare se stessi e il mondo. Come pensiero che sappia interrogarsi ed auto-interrogarsi, che sappia assumersi la responsabilità di una convivenza mondiale all'insegna della pluralità e della diversità e allo stesso tempo sappia trovare quel minimo comune divisore etico che permetta di con-vivere, co-partecipare alla responsabilità verso se stessi, gli altri e il mondo.

Tutto ciò ha come conseguenza che la partecipazione alla cultura o, meglio, al pensiero in generale, non può essere un *qualcosa* riservato a singoli gruppi o singole nazioni. Non c'è una "cultura" che possa e debba reclamare priorità sulle altre culture. La verità non è in possesso di una "cultura". Alla verità si partecipa. E tutti devono avere questa possibilità di parteciparvi. Vale per i paesi che accolgono migranti da varie parti del mondo come per i singoli migranti che spesso si trovano in condizioni sottoprivilegiate rispetto alla possibilità di una piena partecipazione. In questo senso, è restrittivo parlare di diritto all'"accesso alla cultura tedesca". Ovviamente i migranti in Germania vivono all'interno anche della lingua tedesca, di norme, tradizioni e simboli che trovano al loro arrivo e che reclamano rispetto e con-divisione. Con-vivenza è anche partecipazione a regole accettate e condivise

Ma come qui definita la "cultura", intesa cioè come *sforzo del pensiero* a cui ognuno deve poter accedere e di cui ognuno deve avere la possibilità di essere parte, per le nostre società diventa un imperativo categorico creare i presupposti sul piano materiale (economico) e spirituale (scuola e università) affinché la partecipazione al pensiero diventi un diritto per tutti e non un privilegio riservato a pochi.

---

---

Prof. Dr. Michael Fingerle

Goethe Universität Frankfurt

---

# Die deutsche Tugend der Pünktlichkeit

## Beitrag zur Reihe „Typisch deutsch – Was „Migranten“ über die deutsche Gesellschaft wissen sollten“

Völker definieren sich ja gerne durch ihre Kulturleistungen. Die Griechen zum Beispiel, erfanden (mit ein paar Anleihen bei anderen Kulturen) die Kosmologie, die Römer übernahmen sie, die Araber verbesserten sie, und die Chinesen erfanden den Buchdruck, was aber niemand westlich von ihnen mitbekam. Die Deutschen hingegen sahen erst mit gehöriger Verspätung zu den Sternen, was jedoch damit entschuldigt werden kann, dass es sie in der Antike noch gar nicht gab (die Deutschen, nicht die Sterne), und obwohl sie mit Kopernikus und Kepler ihr Scherflein zur Astronomie beitrugen, ist der kosmologische Bezug, der Eingang in ihre Selbstwahrnehmung fand, nicht die Wissenschaftlichkeit, sondern die Pünktlichkeit. Die Deutschen, so sagt man in der Welt, seien pünktlich und wir selbst sagen es auch gerne und oft von uns. Auf Pünktlichkeit legen zwar beispielsweise auch Engländer, Skandinavier und Japaner Wert, doch keiner dieser Nationen und Kulturen kam es in den Sinn, einen industriegesellschaftlich nötig gewordenen Fetisch zu einem symbolischen Eckstein ihrer kollektiven Identität aufzublasen.

Versucht man zu rekonstruieren, wie wir Deutschen auf jene abseitige Vorstellung kamen, steht man einem kleinen Mysterium gegenüber. Für gewöhnlich fällt in diesem Zusammenhang der Hinweis auf die preußischen Tugenden, die mehr oder weniger auf den Alten Fritz und seine Ideen zurückgehen, wie das Militär und das Beamtentum seines Königreichs auf Vordermann gebracht werden könnten. Ein frühes ziviles Spiegelbild fanden die preußischen Tugenden im 18. Jahrhundert in Ludwig Hölty's Gedicht „Der alte Landmann an seinen Sohn“, in dem der bewusste alte Landmann seinem Sohne ein paar Ratschläge für's tugendhafte Leben mit auf den Weg gibt. Dort ist die Rede von Treue, Redlichkeit und Frömmigkeit, doch die Pünktlichkeit wird noch an keiner Stelle erwähnt. Vielleicht sah es von außen betrachtet anders aus. Ich kann hier (da ich diesen Artikel mit enormer Verspätung schreibe) leider keine umfassende Literaturstudie bieten, sondern nur ein paar Schlaglichter aus meinem Bücherschrank zitieren. Darunter zunächst einmal Edgar Allan Poe, ein literarisch einflussreicher Protagonist der amerikanischen Romantik, vielen vielleicht nur als Horrorschriftsteller bekannt. Doch Poe war auch ein begabter Satiriker und schrieb 1839 eine Grotteske mit dem Titel „Der Teufel im Glockenturm“. Darin ist die Rede vom einem Dörfchen, dessen treudoofe, plattdeutsch sprechenden und ansonsten phlegmatischen Bewohner zwanghaft auf ihre Uhren und ihren festgefügteten Tagesablauf fixiert sind. Das klingt vielversprechend, ganz nach dem vertrauten Klischee. Ein paar Jahrzehnte später schrieb ein anderer prominenter US-Literat auch ein paar humorvolle Seiten über die Deutschen, hatte jedoch im Unterschied zu Poe den Vorteil, sich die teure Überseeereise leisten zu können, die damals nötig war, um tatsächlich in personam hierzulande vorbeizuschauen. Mark Twains „Bummel durch Europa“ von 1879 enthält mehrere Kapitel über Deutschland, die etliche Seitenhiebe enthalten (z.B. über Wagner oder Baden-Baden), ansonsten aber uns deutschen Lesern heutzutage geradezu die Brust schwellen lassen (er hatte es einfach drauf,

der alte Flunkerer). Seine Deutschen sind hilfsbereit, respektvoll, gewissenhaft, höflich, gefühlvoll, gelegentlich sogar auf eine schrullige Art nachsichtig und tolerant, sie lassen es sich gerne gutgehen und sie mögen Opern. Im Großen und Ganzen war das Bizarrste, das er an ihnen auszusetzen hatte, ihre absurd komplizierte Sprache. Nur selten irrlichtert in jenen Kapiteln die Pünktlichkeit auf: Professoren und Studenten erscheinen und verschwinden zum festgesetzten Zeitpunkt in und aus den Hörsälen, Operngäste strömen pünktlich in den Saal – wer zu spät kommt, muss draußen bleiben. Marotte oder Nationaltugend? So wie Tacitus die wilden, aber von Sittlichkeit erfüllten Germanen konstruierte, um seinen Mitrömern die Leviten zu lesen, hat man auch bei diesen Twainschen Passagen das Gefühl, dass sie eigentlich als leiser Vorwurf an seine heimatische Leserschaft gedacht waren. Zum Vergleich: Der großartige britische Humorist Jerome K. Jerome, der um 1900 in „Three Men on the Bummel“ mehr als nur ein paar spöttische Seitenhiebe auf das ordnungsverliebte, regelfixierte und zunehmend militaristisch werdende deutsche Wesen der späteren Kaiserzeit auszuteilen hatte, mokierte sich über die berühmte Pünktlichkeit kein einziges Mal.

Aber sei's drum: Möglicherweise hatte sich ja in deutschen Landen seit den Zeiten Friedrichs des Ersten irgendetwas getan, das die Leute, den Alltag und die Zeit betraf, aber es scheint sich auf einer nachgeordneten Ebene abgespielt zu haben, hatte in den selbstbezogenen, großen Erzählungen noch keine Priorität. Das Lied „Die Wacht am Rhein“, bereits 1840 geschrieben, aber erst ab 1870 zu einer Art inoffiziellen Nationalhymne geworden, beschwört à la Hölty Treue und Frömmigkeit, nun ergänzt um Stärke, Donner, Blitz und Fahnen – für die Erwähnung der Pünktlichkeit scheint der Dichter jedoch beim Sturm zum Rheine keine Zeit mehr gehabt zu haben. Karl May schließlich, der von seinen Landsleuten immer noch gern geschmähte Nationalschriftsteller der Wilhelminischen Ära, beschrieb seine deutschen Helden, seien es Kara Ben Nemsis oder Old Shatterhand, zuvörderst als Präzisionsschützen mit für ihre Gegner überraschender Körperstärke, dabei auch noch christlich und irgendwie ritterlich; pünktlich waren sie nur im Nebenberuf. Die ebenfalls unfehlbar treffsichere Wikipedia raunt im Zusammenhang mit Pünktlichkeit und deutschen Tugenden etwas von Industrialisierung, dem Beginn des Kaiserreichs oder kulturellen Differenzen zu kolonisierten Völkern, erklärt aber auch nicht zufriedenstellend, wie die Pünktlichkeit auf die oberen Plätze in den teutonischen Tugendcharts vorrückte, denn die übrigen Industrienationen waren in puncto punctuality nicht viel anders gestrickt, ohne groß darauf herumzureiten.

Vielleicht war, wie so oft, der Zweite Weltkrieg daran nicht unschuldig. Nach 1945 kamen die in der Wacht am Rhein besungenen Tugenden selbst bei uns Deutschen nicht mehr ganz so gut an, das Wirtschaftswunder tat sein Übriges. Das kriegerische Selbstbild wurde krämerisch, Einhaltung von Lieferfristen und redliches Geschäftsgebaren gingen nun Hand in Hand wie früher Nibelungentreue und Dolchstoßlegende, so dass die Pünktlichkeit bei der Suche nach einem neuen Nationalimage ganz zwanglos zum Tüpfelchen auf dem i wurde, zumal das Ausland felsenfest davon überzeugt war, dass sie bei uns gleich nach der Sauberkeit käme und weit vor der demokratischen Gesinnung. Eine Identität funktioniert schließlich als soziales Konstrukt erst dann, wenn die Anderen glauben, dass sie essentiell wahr sei.

Pünktlichkeit mauserte sich zu einer deutschen Kardinaltugend und damit zu einem der vielen Lackmustests für die Frage, ob man ein richtiger Deutscher sei, ob man dazugehöre oder nicht. Und da die Beiträge in dieser Rubrik ja davon handeln sollen, was man als Einwanderer über die Deutschen wissen sollte, will ich nun endlich auf jenen Punkt zu sprechen kommen. Wie viele – wenn nicht alle – solcher Zugehörigkeitskriterien tritt einem die Pünktlichkeit dabei mit der Würde der Scheinheiligkeit entgegen. Denn seien wir ehrlich: Jeder, der Land und Leute wirklich kennt, weiß, dass die Pünktlichkeit heutzutage komplett auf den Hund gekommen ist. Die einzige pünktliche deutschsprachige Kultur, die ich noch kenne, ist die der Deutschschweizer, doch das sind wiederum Schweizer (und auch die werden immer laxer). Weshalb die Antwort auf die im Titel nahegelegte Frage lautet: Man muss über die Pünktlichkeit vor allem das wissen, was

die Deutschen gar nicht wollen, dass man es weiß. Lassen Sie mich also ein bisschen Hochverrat betreiben.

Wie auch andere deutsche Tugenden ist Pünktlichkeit etwas, das Deutsche in erster Linie von anderen Deutschen erwarten, aber bei sich selbst gerne mal großzügiger auslegen. Da jedoch dabei der Schein gewahrt werden muss, darf man das nicht zu plump machen. Jeder Unmensch kann andauernd zu spät kommen, doch der gute Deutsche macht das mit selbstgerechter Finesse.

Zunächst einmal ist es unabdingbar, dass man einen Termin präzise ausmacht und dabei durchblicken lässt, welchen enormen Wert man auf verlässliche Absprachen lege. Dann kommt man natürlich trotzdem zu spät, denn wer ist schon so spießig, dauernd pünktlich sein zu wollen? Die Deutschen haben hierfür mehrere Kulturtechniken entwickelt, von denen ich die drei wichtigsten kurz vorstellen möchte.

Die sogenannte „Ehrliche“ Methode: Das Zuspätkommen wurde durch höhere Gewalt verschuldet. Eine solche Begründung wird generell akzeptiert, setzt aber ein plausibles critical event voraus, das leider nicht immer zur Hand ist, wenn man es braucht. Zudem ist das Argument der higher forces durch einen inflationären Gebrauch seitens notorischer Verspätungsproduzenten wie der Deutschen Bundesbahn, dem Berliner Flughafenkonsortium und ähnlichen Täterorganisationen arg in Verruf gebracht worden.

Die Methode der Traditionalisten: Sie existiert in einer akademisierten und in einer bildungsfernen Variante. An einer deutschen Universität gibt es für alle Lehrveranstaltungen, aber auch für interne Sitzungen und dergleichen klare Zeitansagen, an die man sich zu halten hat, sowie zwei kleine Buchstaben, die das mit der Pünktlichkeit regeln: Cum tempore (c.t.) und sine tempore (s.t.). Im ersten Fall hat man das verbrieftete Recht, eine Viertelstunde später aufzutauchen, im zweiten Fall nicht. Deutsche Akademiker kommen grundsätzlich und überall zu spät, können sich aber immer darauf berufen, dass sie ein Opfer ihres akademischen Habitus seien. Außerhalb der Universität existiert dieses Privileg in der sprichwörtlichen Variante: Wer auf sich hält, kommt zu spät. Aber hier ist Vorsicht geboten, weil die Methode das Risiko beinhaltet, als Arroganz und Größenwahn interpretiert zu werden. Diese Methode funktioniert eigentlich nur in der nun folgenden Variation des Themas.

Die Methode der Sieger: Arbeitsüberlastung. Dieser Trick wirkt immer und hat gegenüber anderen Taktiken sogar den Vorteil, das schäumende Gegenüber trotz des eigenen Zuspätkommens in ein schlechteres Licht zu setzen. Jederzeit kann man unvorhersehbare Telefonate, nicht enden wollende Meetings und dergleichen vorschützen, für die man sich selbstredend entschuldigt, die jedoch – darauf braucht man nicht zu verweisen, das versteht sich vielmehr von selbst – natürlich viel wichtiger waren als diese mediokre Verabredung, zu der man gerade zu spät kam, und wenn besagtes Gegenüber mal in sich ginge, würde es selbst erkennen, dass es von vorneherein überhaupt kein Anrecht darauf hatte, von einer so wichtigen Persönlichkeit pünktliches Erscheinen zu erwarten. Jeder tadelnde Verweis auf das Zuspätkommen ist nun nur noch kleinlich, egomanisch und selbstgerecht. Dabei immer um Verzeihung heischend lächeln – die Spitze wirkt ohnehin, man muss es nicht übertreiben. Richtig präsentiert, schlägt die Überlastungsphrase eine hervorragende Brücke zu so kulturell relevanten Gesprächsthemen wie Work-Life-Balance, Gesundheitstipps, etc. Damit ist dann echte Integration, mehr noch: Inklusion erreicht. Funktioniert besser als zu behaupten, man habe kürzlich mal wieder Bratwurst mit Sauerkraut gegessen. Niemanden schließt der Deutsche schneller ins Herz als jemanden, der ebenso so gut wie er Überlastung simulieren kann.

Ja, sie ist ein gar kompliziert Ding geworden, die Pünktlichkeit. Man könnte auch sagen, dass sie sich internationalen Gepflogenheiten angepasst habe, aber dann wäre es ja keine deutsche Tugend mehr.

**DIE GESCHEITERTE REVOLUTION VON 1848**

FÜR DIE ERKLÄRUNG DER SPEZIFIK DES LÄNDLICHEN LEBENS IN DEUTSCHLAND IST ABERNOCH EIN WEITERER SACHVERHALT HERANZUZIEHEN. WIR MÜSSEN DABEI IN DER NATIONALEN GESCHICHTE NOCH WEITER ZURÜCK GEHEN. DIE LÄNDER, DIE SICH IN DER ZWEITEN HÄLFTE DES 19. JAHRHUNDERTS ZUSAMMENSCHLOSSEN, BESTANDEN DAMALS ERST RELATIV KURZE ZEIT; SIE WAREN UM 1800 ENTSTANDEN, DIRIGIERT VON NAPOLEON, DER DAMALS EINE NEUORDNUNG EUROPAS ANSTREBTE UND VOR SEINER ENTMACHTUNG AUCH WEITHIN DURCHSETZTE.

HERMANN BAUSINGER

DENN ALS GELUNGENE INTEGRATIONSLEISTUNG KANN DIE LUTHERISCHE REFORMATION WOHL NUR MITTELS VERKLÄRUNG GEWERTET WERDEN.

MIRKO UHLIG

ZUR ZEIT VON TILL EULENSPIEGEL LACHTEN DIE DEUTSCHEN GENAU SO RESPEKTLOS GEGEN DIE OBRIGKEIT, WIE SIE ES HEUTE WIEDER TUN. DOCH ALS IM DREIßIGJÄHRIGEN KRIEG DIE DEUTSCHEN STÄDTE ENTVÖLKERT UND ZAT. ZERSTÖRT WURDEN, VERSCHWAND DIESER HUMOR.

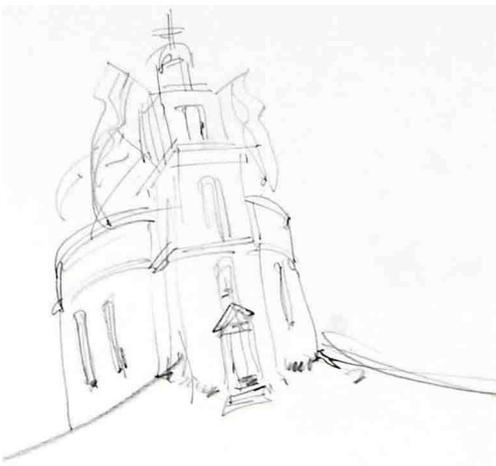
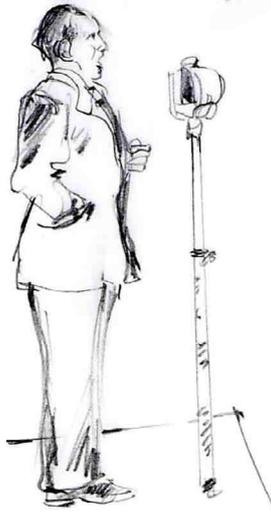
HANS-DIETER GELFERT

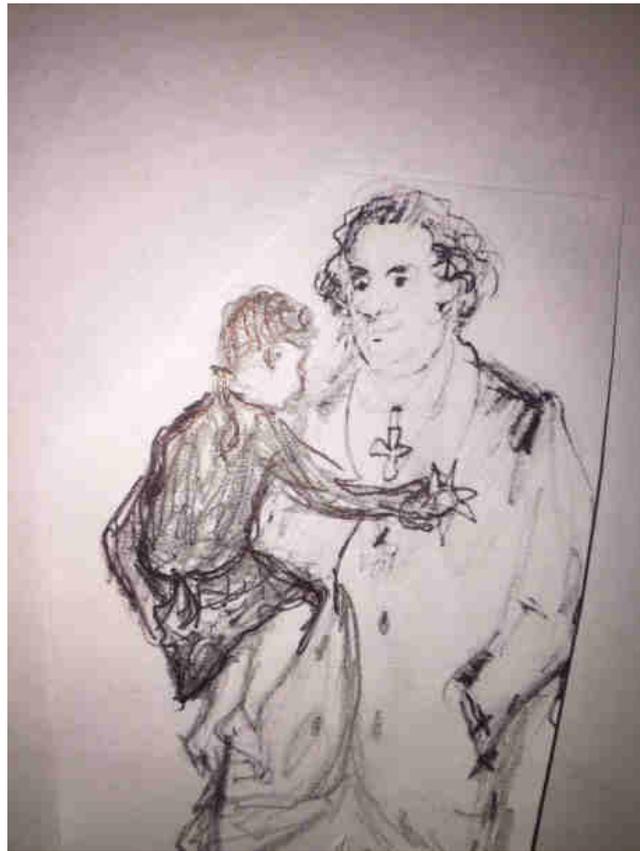
IN DER TAT REPRÄSENTIERT GOETHES HELD EIGENSCHAFTEN, DIE AUCH VON AUSLÄNDERN ALS TYPISCH DEUTSCH EMPFUNDEN WERDEN. DIE GEISTIGE UNRUHE, DAS STREBEN NACH DEM ABSOLUTEN, DIE IDEALISTISCHE ERNSTHAFTIGKEIT - ALLES DAS SIND CHARAKTERISTISCHE ZÜGE DER DEUTSCHEN GEISTESGESCHICHTE.

HANS-DIETER GELFERT















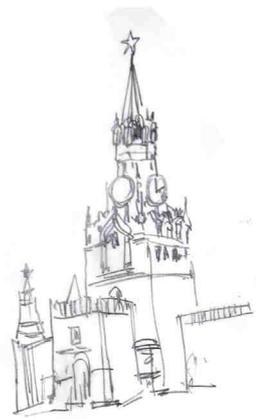
Richard Tarbet



Müntzer



Luther







# PoliTeknik

Türkçe Gazete  
Türkische Zeitung

Erscheinungsweise:  
Üç ayda bir  
Quartalsweise  
Unentgeltlich  
Ücretsiz  
ISSN 2198-8706

Yayımlayan Kurum/  
Herausgeber:  
Zeynel Korkmaz  
Verein für Allseitige Bildung e.V.

Genel Yayın Yönetmeni/  
Visdp / Chefredakteur:  
Zeynel Korkmaz

Posta adresi:  
Postfach 25 03 48  
40092 Düsseldorf

[www.politeknik.de](http://www.politeknik.de)  
[info@politeknik.de](mailto:info@politeknik.de)

---